



Inhalt: Barbara Uttmann, die Wohlthäterin des Erzgebirges, von Karl Neumann-Sirela (mit Illustration). — Gothenwief. Novelle von Otto Roquette. (Fortsetzung.) — Federschmuck. — Ein Schrei in der Hölle, von K. M. Seigel (mit Illustration). — Die erste Romandriftstellerin, von Julius Rodenberg. — Erstes Leid. — Die Hirten und Heerden der Schweiz. — Der Barbier von Sevilla, von Schmidt-Beisenfels. — Die Mode, von Veronika v. G. — Modenbild nebst Beschreibung. — Nebus. — Charade. — Auflösungen des Nebus und Logogryphs Seite 200. — Correspondenz.

Barbara Uttmann
die Wohlthäterin des Erzgebirges.

Gegen die runden, grünen Fensterscheiben schlug der Regen und um das Haus pffif der Wind und in der Stube war es still, ganz still.

In dieser Stube saßen oben am Tische, der fast den ganzen Raum zwischen Kamin und Thüre einnahm, der Bergherr Christoph Uttmann und seine Gemahlin Barbara, und blühende Söhne und Töchter umgaben dieses würdige Paar. Dann folgten zu beiden Seiten Bergleute mit Frauen und Kindern, Uttmann's Knechte und Mägde und Händler, Ackerbauern und soustige Bewohner des Städtchens, denn wer nur irgend Lust hatte an einem Samstag zum Bergherrn zu wandern, der war hier herzlich willkommen. Da ging denn der Humpen von Hand zu Hand, und prächtige Geschichten vom gebrühten Siegfried und der schönen Magelone wurden erzählt und lustige und rührende Lieder wurden gesungen und dazu schnurrten die Mädchen und scherzten die Burschen mit den Dirnen und das währte oft bis in die Nacht hinein.

Aber an diesem Abend — der 15. Mai des Jahres 1561 stand im Kalender — war es an dem eichenen Tische so still, daß man die einformige Musik des Regens deutlich hören konnte. Herr Christoph, die Arme über die Brust kreuzend, saß da in tiefe Gedanken versunken; eine Thräne zitterte an Frau Barbara's Wimper; die Männer ließen den Kopf hängen und die Frauen legten die Hände in den Schooß; der Humpen ging nicht herum und die Männer schnurrten nicht, und Niemand dachte daran, eine Geschichte zu erzählen oder ein Lied zu singen.

Abßlich richtete Herr Christoph sich auf: „Kinder, wir lassen ja den Muth sinken! Das ist nicht recht von uns; und ich will's nur zu meiner Schande bekennen, daß ich mich selbst über finsternen Gedanken ertappt habe!“

Aber der greise Bergmann Ohlentrud verfezte: „Herr, wer kann da fröhlich sein, wenn's Glend vor der Thür steht! Und Ihr redet ganz anders, lieber Herr, als es Euch um's Herz ist; Ihr wollt uns nur auf andere Gedanken bringen.“

„Guter Alter,“ sagte darauf der Bergherr, „Du willst verzweifeln, weil der eine gelahrte Mann aus

Dresden nichts gefunden hat? Nun, so Gott will, findet der zweite, zu dem ich Klaus geschickt habe und den wir in nächster Woche erwarten können, eine neue Silber- oder Koboldstufe. — Anne Marie, sing' uns ein Lied, das von der übergroßen Treue.“

Anne Marie, Ohlentrud's Tochter, die wegen ihrer lieblichen Stimme die Hauptfängerin in diesem Kreise war, gab dem Wunsch des Herrn diesmal nur sehr ungern nach. Ach, daheim war Noth und Sorge; wie hätte sie jetzt wol fröhlich singen mögen? Nur weil der gute Herr es wünschte, zwang sie sich und sang:

„Es war einmal ein feiner Knab',
Der liebt' sein Schäßlein sehr.
Wol sieben Jahr und noch viel mehr,
Die Lieb', die nahm kein Ende mehr.
Der Knab'.....“

„Nun, Du brichst mitten im Besten ab? und — Du weinst?“

Statt ihrer nahm der Vater das Wort: „s geht nicht, Herr, das Mädchen ist nicht bei der Sache. Wie wär's auch möglich! Die Schrecken- und Schottenberggruben wollen nichts mehr hergeben, mit dem bischen Ernte wird's in diesem Jahre traurig werden und über das Vieh kommt die Seuche!“

Welchen Nachhall diese Worte erweckten, das zeigten die traurigsten Mienen ringsum. Frau Barbara bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen und Herr Christoph sprach mit zitternder Stimme: „Hoffen wir, daß der Zweite aus Dresden neue Stufen entdecken wird.“

Aber die Andern schüttelten in bangem Zweifel die Häupter.

Denn fürwahr, es war eine traurige Zeit und gewiß kein Wunder, daß die braven Annaberger den Muth tiefer und immer tiefer sinken ließen. Was sollte aus ihnen werden, wenn die Gruben wirklich „ausgebraucht“ waren? Sie mußten dann verhungern; denn sie hatten da oben im Gebirge keinen andern Erwerb.

Und in der nächsten Woche kam Klaus mit dem zweiten Herrn Stubitzen aus Dresden an. Der fuhr bald in diesen, bald in jenen Schacht, der bekloppte alle Wände und sprach dazu nur lateinisch, der nahm Messungen nach rechts und links, in die Höhe und Tiefe vor, aber finden that er gar nichts. Schließlich schüttelte er dann sein weißes Haupt und ging mit einer Rolle Silbergulden, aus dem Sackel des Bergherrn, wieder von dannen.

Nun gab es keine Hoffnung mehr für die armen Leute. Ihre Hämmer und Eissen rosteten, in den Ställen ward es leerer und stiller, und obendrein brach noch ein grausiges Hagelwetter los. Da sank denn auch unserm Herrn Christoph zuletzt aller Muth, und die heitere Miene, die er bisher der Umgebung willen zur Schau getragen, verschwand gänzlich.



„Ja, mein Gott und Vater, wie Du willst, so geschieht's!“

Barbara Uttmann.
Originalzeichnung von D. Wisniewski.

Da geschah es eines Tages, daß ein armes Weib mit drei hungernden Kindern an die Thür von Herrn Uttmann's Hause pochte. Sie war eine Fremde, kam weit daher und bat um Gotteswillen, ihnen ein Stück Brod und für kurze Zeit eine Ruhestatt zu geben.

Frau Barbara empfing die Arme, nach ihrer Gewohnheit, mit gütigen Worten, lud sie in's Haus herein und erwiderte sie auf's Beste mit Speis und Trank. Sie wies den hilflosen Wanderern ein gar behaglich Kämmerlein an, und sie freute sich herzlich der Ruhe, welche die Müden darin fanden.

Sie hatte die Fremde nicht gefragt, woher sie komme, noch wohn sie wolle; sie war arm und ihrer Hilfe bedürftig — das war ihr genug. Aber in kurzer Zeit danach, so trat aus dem Kämmerlein die fremde Frau wieder zu ihr herein, setzte sich, auf Barbara's Einladung, zu ihr an den Tisch und begann nun unaufgefordert von ihrer Heimat, Flucht und Wanderung zu erzählen. Dabei griff sie, um derweil nicht müßig zu sitzen, in die Tasche und zog ein Päckchen hervor. Es enthielt kurze hölzerne Stäbchen, die in kleine Haken von Eisen-drath ausliefen, eines Kollé Zwirn und ein auf Papier gezeichnetes Muster. Dieses Muster ward nun über den Tisch gebreitet, von der Rolle ein Faden abgelöst und um das eine Stäbchen geschlungen; und Barbara hätte über die Geschwindigkeit, mit der die Fremde bald die Hölzer zu kreuzen, bald den Faden um die Haken zu wickeln, bald die wunderlichen Knoten zu schlingen wußte, erstaunt sein müssen, wenn sie darauf Acht gegeben hätte. Doch sah sie nur in das Gesicht der Frau, deren Erzählung das größte Mitleid hervorrufen mußte. Sie war aus Brabant. Glücklich hatte sie mit den Jhrigen bis zu der Zeit gelebt, wo Herzog Alba von König Philipp von Spanien als Statthalter nach den Niederlanden geschickt wurde. Kaum in Flandern angelangt, setzte er einen Bluttrah ein, von dem Alle, deren Meinungen Verdacht erregten, verurtheilt wurden. Entsetzlich war die Beschreibung, welche die Frau von dem Abend machte, an dem Alba's Knechte auch in ihre friedliche Hütte gedrungen; wie der Mann in unnützer Gegenwehr vor ihren eigenen Augen gefallen, und wie man ihr über dem Kopfe das Dach angezündet, bis die Hütte in Rauch und Asche gelegen. „Da hab' ich in wenigen Stunden,“ sagte sie, „meinen Mann und meine Heimat verloren und war gezwungen auszuwandern, gleich tausend anderen Familien, die sich theils nach England, theils hierher nach Deutschland wandten. Mein Werkzeug,“ fuhr sie fort, „auf Stäbe und Zwirn deutend,“ fand ich in der Tasche, als ich am andern Morgen aus einer Erstarrung erwachte. Dem Herrn sei Dank! So lange mir das bleibt, brauche ich nicht zu betteln. Nun wanderten wir und wenn wir ausruhten, klopptel ich; überall wurden meine Spizen gern statt Geldes angenommen. Eine weite Strecke von hier war meine Kraft zu Ende, ich konnte die Füße und die Hände nicht mehr rühren, und da meine letzten Spizen fortgegeben waren, so wies man uns überall die Thür, denn ich hatte nichts mehr anzubieten. Zum Tode matt, kamen wir bis vor dieses Haus, und wenn Jhr, Herrin, nicht...“

Eine lange Stille trat ein. Als sich die Frau dann gefasster zeigte und in heiße Dankbarkeit sich zu ergießen begann, unterbrach sie Barbara, die keine Freundin von Dankfugungen war, durch die schnell hingeworfene Frage: „Allo Du hast eben Spizen gekloppt? Ich hatte vorhin nicht Acht darauf.“

Die Stäbchen und die kleine Zwirn vor sich auf den Tisch legend verlegte die Brabanterin: „Herrin, für Euch kann das auch nichts sein. Ihr tragt da an Eurem Tuche seidene Spizen, wie sie nur in Brüssel gekloppt werden; und für eine Frau Gutes Standes paßt sich das auch so. Aber die Bürgerfrauen lieben doch auch den Puz, und für die sind unsere zwirnenen Spizen da.“

„Freilich,“ sagte Barbara, „wenn ich an meine Heimat, an Nürnberg, denke, da muß ich Dir recht geben. Keine Patricierin würde sich herbeilassen, Spizen von Zwirn zu tragen. Aber wenn man, wie Du sagtest, nur in Brüssel seidene Spizen kloppt, kann, da muß es in den niederländischen Provinzen kümmerlich hergehen. Wie wenig kann mit den zwirnenen Ranten erworben werden! Die Leute, die sie kaufen, können ja nicht viel dafür ausgeben.“

„Wie man's nimmt, Herrin. Uns in Bayre hat diese Arbeit von Kindesbeinen an ernährt, wir kannten keine Noth und waren zufrieden und glücklich dabei. Und glaubt nicht, daß das nur immer aus der Hand in den Mund ging; nein, nicht bloß mein Mann, alle Leute in Bayre haben so in jedem Jahre ein kleines Stümchen für schlimme Zeiten zurückgelegt. Und wie da einmal der halbe Ort wegbrannte und ein andermal der Blick unsern Thurm bis zu unterm verzehrte, da haben wir mit dem Ersparten nicht nur alles wieder aufbauen können, sondern es blieb auch noch etwas übrig, was nun freilich Alba's Knechte an sich gerissen haben. Lieber Gott! die in Brüssel werden wol nicht wissen, was sie mit ihrem vielen Gelde anfangen sollen, aber beneidet haben wir schlichten Zwirnklöppler sie deshalb doch niemals. Und dann, welches ein Vorzug ist bei unserm Klöppeln! Zu den seidenen Spizen gehört eine große Übung und eine sehr geschickte Hand, aber auf unsere zwirnenen Spizen versteht sich ein jedes Kind. Fünfjährige Kinder klöppelten in Bayre. Und seht nur her; was wäre leichter als das? Da seht ich erst das Muster an, dann schlinge ich den Faden um den einen Stab, dann werden beide Stäbe kreuzweis übereinander gelegt und so wickelt sich der Faden ganz von selbst um die Hälften und — seht nur her, da ist schon eine Masche fertig!... Aber Ihr weint ja? Herrin, was habt Ihr?“

Die Hände über der wogenden Brust gefaltet, das Auge zum Himmel erhoben, — so stand Barbara Uttmann da, und Thränen des Dankes und unendlicher Freude rollten über ihre Wangen und ihr stürmendes Herz jubelte: „Ja, mein Gott und Vater, wie Du willst, so geschieht's! Auf Deine Gnade hab' ich gebaut, und Du hast uns diese Arme gesendet, damit unsere Trübsal in Freude verwandelt werde und nun das Glück nicht nur in unserm Hause wieder einziehe, nein, auch in alle anderen Häuser dieser Stadt! — Liebes Weib, du bleibst bei uns! Ich will Dir und Deinen Kindern Freundin, Schwester, Mutter sein! Sieh, in diesem Orte herrscht Trauer. Der Hammer des Bergmanns rostet, das Vieh stirbt hin, verwüstet liegen die Felder. Mein Gemahl gibt mit vollen Händen; doch was können die Gaben des Himmels sein, wenn Alle Noth leiden? — Lehre uns das Klöppeln. Wir wollen arbeiten Tag und Nacht und mit unsern Spizen die Kräftigsten unter uns durch das ganze Land senden und so wieder Wohlstand und Freude in unsere Häuser bringen; und wenn's Gott gefällt, wird auch wie bei Dir in Bayre ein Stümchen zurückgelegt werden, wenn abermals eine traurige Zeit über uns hereinbrechen sollte. Deine Hand, gute Frau, Du willst?“

Mit beiden Händen schlug die Brabanterin ein; halb nur verstand sie Barbara's Worte.....

Am andern Morgen wurden auf Herrn Uttmann's Betreiben alle Leute mit ihren Kindern (nur die unter fünf Jahren

blieben daheim) zusammengelassen. Der Bergherr, der, als er am vergangenen Abend heimgekehrt, seine fromme Gemahlin nur stumm in die Arme geschlossen hatte, theilte jetzt den Leuten Barbara's Pläne mit. Staunen und Zweifel ringsum, und auf die Brabanterin und deren Kinder blickte man mit ungläubigen Miene. Aber unser würdiges Paar beachtete das alles nicht; es ließ Stäbchen anfertigen, die der Schmied mit Haken versah, und Klaus ward nach Dresden geschickt, um Zwirn zu kaufen, und kam von dorther auch ein Maler, der Muster nach Muster zeichnete. Und der Unterricht begann; wie im Spielen lernte man das Klöppeln. Darüber wurde so manche Sorge vergessen, denn mit jedem Tage ward der Zweifel geringer und die Hoffnung größer; und nun erschalle nach langer Zeit hier wieder ein artiger Scherz, dort ein heiteres Liedchen. Und als zwei Monate verfloßen waren — o, wer beschreibt die Freude, die da durch Annaberg erkündet! Denn zwei, die man derweil mit den fertigen Spizen hinausgeschickt, waren eben, und zwar mit leeren Kassen, wieder heimgekehrt, aber dafür mit so vollen Taschen, daß man meinte, der Reichthum müsse bis in alle Ewigkeit währen.

Die Brabanterin konnte diese Freude nicht mehr theilen. Unweit der großen Linde, die noch heute inmitten des Kirchhofes steht, wurde sie wenige Tage vorher bestattet; der Gram um den Verlust ihres Mannes und all das Entsetzliche, welches über sie hereingebrochen, hatten den Todeskeim in ihr Herz gesenkt. Und das hatte ruhiger brechen können, denn ihre Kinder lagen ja in Barbara's Armen. Gepriesen sei diese Frau! So lange die Sonne am Himmel stand, legte sie die Klöppel nicht aus der Hand, und das mußte der beste Sporn für alle Uebrigen sein. Und mit der Freudigkeit und Hoffnung wuchsen die Spizenvorräthe, obgleich die rüstigsten Männer immer mit der fertigen Waare wieder von dannen zogen, durch ganz Sachsen und Böhmen. Erst der strenge Winter gebot ihnen Einhalt.

Und als dann der Frühling und der Sommer wieder kamen — welcher ein Abstand gegen das vorige Jahr! Kerngegendes Vieh im Stalle und auf den Wiesen, Segen auf den Feldern und die Menschen glücklich. Denn eben war der Herr Studirt, der auf des Bergherrn Bitte aus Kölln an der Spree zur nochmaligen Unternehmung der Gruben gekommen war, wieder abgereist, nachdem er sich noch nicht gerade zum Allerbesten über die Weisheit seiner Kollegen in Dresden erklärt hatte. Denn die Gruben im Schreden- und Schottenberge waren nicht ausgebraucht; man mußte nur verstehen, sie auf die rechte Weise zu öffnen. Und da ließ der kluge Mann aus Kölln an der Spree von dem schwarzen Pulver herbeibringen, von dem die Annaberger bisher noch keine Ahnung gehabt, und — hei, wie das krachte und platzte, wie da die Wände barsten und Silber- und Koboldstufen in unabsehbarer Menge bloßgelegt wurden!

In diesem Sommer war es auch, als Barbara von Anne Marie Ohlentrud begleitet, die große Reise nach Brüssel unternahm. Das wüste Treiben der Spanier in den Niederlanden schreckte sie nicht zurück. Frische Kräfte nach Annaberg zu ziehen, um so auch die Anfertigung von seidnenen Spizen zu erlernen, dahin ging ihr Plan, der ihr ja gelungen ist, wie die ganze Welt es weiß! Und noch eines brachte sie aus der Fremde mit: die Bandfabrikation. Spizen- und Bändermärkte, Spizen- und Bänderläden, Spizen- und Bänderverkäuferinnen — kann man sich davor retten, wenn man heute nach Annaberg kommt?

Ja, heute! Da ist Fabrik an Fabrik; da arbeiten überall Maschinen; da schallt's hüben und drüben „Glück auf! Glück auf!“ Und wie würde das hier wol aussehen, wenn nicht Christoph und Barbara Uttmann gewesen wären? Als unsere Frau von Brüssel zurückkehrte, fand sie ihren Gemahl auf dem Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erhob. Was hätte sie in ihrem Schmerz besser trösten können, als der Friede und das Glück, welche ringsum walteten? So lange noch ihr Herz schlug, schlug es nur für ihre Kinder, für die Kinder der Brabanterin und für Alle, die im Weichbilde Annabergs wohnten.

Sie hatte noch ein langes und durch das Glück Anderer beglücktes Leben. Als sie starb, ward sie neben Christoph und die Brabanterin hinabgesetzt, an einem Frühlingstage. Ein Denkmal erhebt sich jetzt zu Häupten der drei Hügel und in der großen Linde jubeln vieltausend Vögelin. Und Abends, wenn das rothgelbe Sonnengold über Annaberg glitzert, dann verlassen die Menschen, in deren Augen Zufriedenheit glänzt, Fabriken und Gruben und lagern sich um die Linde und reden von denen, die hier unten schlafen, von der Brabanterin, von Christoph und Barbara Uttmann, der Wohlthäterin des Erzgebirges.

[1884]

Karl Neumann-Strela.

Gothenwief.

Novelle von Otto Roquette.

(Fortsetzung.)

„Allo, lieber Doctor,“ fuhr das Fräulein fort, „ich kenne den Freiherrn seit seiner Jugend. Es ist möglich, daß er ein Unrecht erlitten, welches noch heute tiefe Schatten in sein Gemüth wirft, aber es steht fest, daß er selbst mehr Unrecht gethan hat. Er war eine wilde, abenteuerliche Natur. Zu früh selbstständig geworden, heirathete er eine sehr schöne Frau, eine Schwedin — wir standen dazumal in unserem Lande noch unter Schwedischer Regierung — eine Frau, die ihm nichts mitbrachte als ihre Schönheit und einen ihm verwandten Leichtsin. Die Ruhe behagte ihm nicht, er verließ seine Gattin, um den Fahnen des corsischen Eroberers zu folgen. In der Zwischenzeit gebar die junge Frau Zwillinge — Malvina und Harald — die der Freiherr nicht als seine Kinder anerkennen wollte. Er kam zurück, verließ die Frau und ging wieder nach Spanien zu den Adlern Bonaparte's. Die Frau starb, die Kinder waren ältern und hilflos. Des Knaben nahm sich der alte Fischer Peter Mattheßen an, in seinem Hause wuchs Harald bis zum achten Lebensjahre auf. Das Mädchen wurde mein Pflögel. Der Freiherr war verschollen. Er hatte die Schlachten des Vaterlandes gegen den fremden Eroberer nicht auf seines Volkes Seite mitgefochten, er hatte zum Feinde gestanden. Als dieser gestürzt war, ließ der Freiherr seine Güter verkaufen und schweifte durch die Welt, bald auf eigene Faust, bald in englischem Kriegsdienst in Indien. Man erwartete seine Heimkehr nicht mehr. Da erschien er nach achtjähriger Abwesenheit dennoch wieder. Von all seinem großen Besitz war ihm der dürftigste Rest geblieben, das Haus und das Gut in Gothenwief — und auch das durfte er kaum noch sein nennen. Er nahm Wohnung in dieser Einsamkeit, die er in früherer Zeit kaum gekannt und als seine „Sandgrube“ nur verachtete. Ein finsterner Geist war über dem Heimkehrenden gekommen. Verarmt, zerfahren, innerlich hallos, schob er fremder Schuld sein Schicksal zu, lebte nur noch in bitterer Verachtung der Welt und einem Haß, der sich durch sich selbst näherte und steigerte. Peter Mattheßen war es zuerst

in seiner Umgebung, der sich den unauslöschlichen Ingrimms des Herrn zugog, denn er führte ihm den Knaben Harald entgegen, vertrat mit Kühnheit dessen Rechte und führte dem Vater seine Pflichten für den Sohn vor das Gewissen. Ich übergehe die Scenen, die nur für den Theilhabenden eine Bedeutung haben können. Aber ihr Eindruck war bleibend für den jungen Harald. Der Unbekannte, den er nie gesehen, den er jetzt Vater nennen sollte, stieß ihn mit Verachtung, mit Ausbrüchen der Wuth von sich — das verletzte, tief erschütterte Gemüth des Kindes konnte von diesem Augenblicke an nichts mehr von Zuneigung gegen diesen Mann empfinden. Peter Mattheßen, der verständig genug einsah, daß sein Pflögel eine Erziehung an sich beanspruchen könne, ähnlich der seiner Zwillingsschwester, von Allen, daß Harald dem Gesichtskreise des Freiherrn entrückt werden müsse, kam mit dem Knaben zu mir, um sich Rath zu erholen. Nun kurz — ich beschleunige Harald bei mir, und in diesem Hause wurden die Geschwister erzogen. Bis zu ihrem siebzehnten Jahre waren beide mein und ich freute mich ihrer obgleich, wie Sie denken können, Harald's Erziehung nicht leicht war. Doch zum Glück standen mir tüchtige Männer zur Seite und Harald ist, trotz gewaltiger Schrockheit seines Charakters — nein, ich will Ihnen sein Lob nicht so volltönig singen, wie es mir durch das Herz geht! Sie könnten sagen: was weiß ein alte Jungfer davon, wie es in einem Jünglinge auszieht, der sein volles Recht an das Leben in sich fühlt und beansprucht? Doctor, lächeln Sie nicht! Ich will, um meine Unparteilichkeit gegen ihn zu beweisen, gleich eine seiner Schwächen preisgeben. Wenn ich Horaz und Virgil mit ihm lesen wollte, nannte er diese Laureaten langweilig und wenn ich mit Cicero komme, nennt er diesen Heros des Forums einen unaussehbaren Bedanten! Und das wagt er mir ins Gesicht zu sagen, mir, der Tochter eines gelehrten Philosophen, der Freundin von klassischen Philosophen und selbst eine halbe Philosophin!“

Virginia Jessenius sprach dies mit so würdevollem Humor, daß ich ein Lächeln nicht unterdrückte, noch zu verbergen brauchte. „Harald ist nun einmal eine romantische Natur,“ fuhr sie fort. „Seine Phantasie lebt mit den Seefähigen des alten Gudrunliedes und leider locken sie sein Herz mehr in die Weite, als mich lieb ist! — Doch, Doctor, ich muß zu meiner Erzählung zurück denn Sie haben ein Recht zu fragen, weshalb Harald's Schwester nicht mehr in meinem Hause ist. Also — Sie wissen, daß ich beide Kinder bis zu ihrem siebzehnten Jahre bei mir hatte. Es war eine glückliche Zeit, auch für mich. Die Geschwister liebten einander auf das Innigste und Malvina vorzüglich hing an dem Bruder mit wahrhaft abgöttischer Hingabe. Malvina's ganzes Wesen drängt nach einem Aufgehen in liebevollen Pflichten, es ist gleichsam ihr Bedürfnis, um die Liebe der Jhrigen durch Thätigkeit immer nur zu ringen, sich dafür zu opfern. So tauchte in dem Gemüth des jungen Mädchens die Theilnahme für den einsamen Vater auf, den sie niemals gesehen, der sich unwäckerlich gegen sie benahm, für den sie kaum existirt hatte. Seine Verlassenheit von Allen, was ihn lieben konnte, stieß ihr tiefes Mitleid ein und immer näher drängte sich ihr der Entschluß, ihn aufzusuchen, bei ihm zu wohnen, ihn zu pflegen durch entsagenden Spiermuth sein Herz zu gewinnen. Die Tage, da dieser Plan sich vorbereitete, kündeten für uns die ersten heftigeren Gemüthsstürme, sie waren die ersten, wo Bruder und Schwester in ihrer Neigung, in ihrem charaktergemäßen Denken und Wollen auseinander gingen. Und ich selbst war nicht ganz auf Malvina's Seite, denn ich ahnte ein trübes Verhängniß für ihr Leben. Dennoch wollte und konnte ich sie nicht hindern. Ihr Entschluß stand endlich fest. Sie schrieb an den Freiherrn, schüttete ihr ganzes überströmendes Gemüth vor ihm aus, bot sich ihm als Pflegerin an und bat um Ausnahme in sein Haus. Die Entgegung des Freiherrn war tief verlegend, sie stachelte Harald zur Empörung, ja zur Vergeltungslust an, sie wirkte auch erschütternd auf Malvina. Allein, da der Freiherr ihr sein Haus nicht gerade verschloß, schöpfte sie doch einen Tropfen von Hoffnung auch aus diesem Briefe und — um es kurz zu machen — sie siebete bald darauf in das freundliche Haus nach Gothenwief über, das Herz voll beglückender Ausichten wie sie nur ein schwärmerisch ausschweifendes Mädchen bezagen kann. Mit wie schwerem Herzen ich aber mein liebes Mädchen entließ, mag ich nicht aussprechen. Harald's Unmuth, Verdruß, Jörn war so groß, daß es bei seiner leidenschaftlich aufbrausenden Gemüthsart sogar zu einem Conflict mit der Schwester kam, der mich tief betrübtete. Nun, er währte nicht lange, die Liebe glied alles wieder aus. Seit drei Jahren lebt Malvina in dem Herrenhause zu Gothenwief. Es war eine Zeit der schwersten Entsagung, es gehörte die Standhaftigkeit eines großen Charakters oder die Unerlöschlichkeit weiblichen Pflichtgefühls dazu, diese Demüthigungen, diese nichtachtende Behandlung, diese Peinigungen rüchhaltiger Willkür zu ertragen. Denn nichts hat das Mädchen erreicht, was ihre Phantasie und ihr Gemüth ihr als erreichbar darstellten und doch hat ihre aufopfernde Treue es an nichts fehlen lassen, das Herz des Freiherrn zu gewinnen. Ich selbst habe während dieser Zeit Malvina nur selten gesehen, aber nicht verfehlt, sie mit jeder Lokung in mein Haus zurück zu rufen. Dester gelingt es dem Bruder zu ihr zu bringen. Sie betrachtet es als eine Hauptaufgabe ihres Lebens, den Freiherrn für Harald günstig zu stimmen. Durch ihre Vermittelung kam es zu einigen Begegnungen zwischen beiden. Allein die finstere und absehende Gemüthsart des Mannes traf hart zusammen mit der Schrockheit und dem zornigen Selbstbewußtsein des Jünglings. Anstatt der Veröhnung gab es Scenen wilder Aufwallung. Immer tiefer wurde die Abneigung, der Widerwille, der unjühnbare Gegensatz beider. Das Verbot des Freiherrn, seine Schwelle, ja sogar Gothenwief niemals wieder zu betreten, wußte Harald, um die Schwester zu sehen, oft zu umgehen. Die Verkapung einer Fischerkleidung findet er bei der Familie Mattheßen stets für sich bereit. — Nun, lieber Doctor,“ fuhr das Fräulein nach kurzer Pause fort. „Sie werden sich hiernach nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß meine arme Malvina, in solcher Weise zurückgestoßen, selbst ihre eigene Liebe für den Freiherrn nicht hat wahren können. Aber das Gefühl der Pflicht ist noch mächtig in ihr und sie klagt sich an, daß sie nichts weiter mehr darzubringen habe. Und zwar jetzt, in der trübsten Zeit, wo die Symptome der Geisteskrankheit wo das Haus, dem sie nöthig geworden, sie, wie sie sagt, zu ganzem Hingabe an den Vater herausfordern.“

Das Fräulein schwieg, und ich, von meinen Gedanken hingenommen, fand nicht gleich ein Wort der Entgegung. Nach einer Weile begann ich — eigentlich nur, um die Erzählerin noch weiter auszuholen, denn ich merkte wol, daß noch allerlei Geheimnißvolles im Hinterhalte geblieben war, was ich vielleicht brauchen konnte: „War es denn dem Pfarrer in Gothenwief nicht möglich, auf seinen Gutsheeren zu wirken?“

„Ach, liebster Doctor!“ rief das Fräulein rasch mit einer abweisenden Bewegung. „Anfangs dachte Malvina dergleichen auch wol, allein es ist dadurch nur noch schlimmer geworden,

dem der alte Herr hat nur gelernt, mit Bauern und Fischern verkehren und weiß nichts von geistlicher Diplomatie, die er bei einem Versuche auf den Gutsferrn zu wirken, für sich nöthig gehabt hätte. Als dieser vor acht Jahren in Gothenwief einrückte, kannte der Pfarrer ihn gar nicht, das Herrenhaus hatte ein paar Menschenalter lang leer gestanden. In seinem Dünendörfe war er alt und bequemer geworden, kümmerte sich nicht um die Welt und die Hinfälligkeit der Jahre machte ihn Allem abwendig, was außer der Schnur seines Tagewerkes lag. Zudem aber fühlte er sich verletzt durch den Gutsferrn, der sich niemals in der Kirche blicken ließ. Jetzt läßt er und die Frau Pfarrerin die Dinge gehen, wie sie gehen wollen. Sie geben ihr Haus zwar wol zu einem Stellbilde für Harald und Malvina her, die sie lieb gewonnen haben, andere Hilfe ist von ihnen nicht mehr zu verlangen.

Nach einer Weile kam Harald nach Hause. Ich durchwanderte mit ihm die Stadt, welche manches Sehenswerthe bot, einige naturwissenschaftliche Sammlungen, worin mein junger Führer vortrefflich zu Hause war und machte dann einige Besuche bei Professoren der Universität, wo wir wohl aufgenommen wurden. Zu Tische erwartete uns unsere liebenswürdige Philologin und der Tag verging unter mancherlei Anregung. Gegen Abend fuhr ich mit Harald nach Gothenwief, wie verabredet war, um Peter Matthesen, meinen vorläufigen Patienten zu besuchen. Obgleich es bei unserer Ankunft im Dünendörfe dunkel geworden war, ließen wir, um kein Aussehen zu erregen, den Wagen einige hundert Schritte davon im Walde.

Ich fand schon etwas frohere Gesichter als gestern. Der Vater Matthesen fühlte sich sehr erleichtert und sprach davon, am folgenden Tage aufzustehen, was ich jedoch verbot. Die schnelle Besserung des Kranken trug mir sichtlich die Zuneigung der Familie ein und Hans setzte den Pfasterkasten mit großer Beurlaubtheit und Respekt vor mich hin. Leider ging meine Hoffnung, Malvina wiederzusehen, nicht in Erfüllung. Sie hatte bereits sagen lassen, daß sie nicht kommen könne, zugleich mit der Bitte, ich möge mit dem Bruder zu Nacht nach der Stadt zurückkehren.

Dies geschah denn auch nach einer guten Stunde. Die Fahrt wiederholte sich am folgenden und am dritten Tage, wo mir Peter Matthesen am Stode bereits durch das Zimmer entgegen geschritten kam. Ich gestehe aber, daß mich die immer getäuschte Erwartung, bei diesen Gelegenheiten Malvina zu sehen, etwas zu verstimmen anfang. Harald verließ in der Fischerkleidung sowohl am ersten, wie am zweiten Tage das Haus und hatte Gespräche mit der Schwester — ich weiß nicht wo — brachte mir sogar Grüße von ihr zurück, die mich sehr freuten, ich selbst aber mußte ihren Anblick entbehren.

Trotz dieses Zuwartens in der Stadt rechne ich jene ersten Tage im Hause des alten Fräuleins doch nicht zu den verlorenen und denke gern daran zurück. Virginia Jessenius hatte immer ein wackeres Gespräch, war unterrichtet auf vielen Gebieten, ohne jede Spur von vordringlicher Bildungsbefähigung. Ein Zug von Humor belebte ihre Unterhaltung besonders anziehend. Sie neckte gern und mochte eine neckende Erwiderung leiden. Wenn sie eine heitere Miene dadurch in Harald's ernstes Gesicht, eine Entgegnung auf seine Lippen lockte, leuchteten ihre Augen.

Harald lernte ich in diesen Tagen bald näher kennen. Wenn uns Virginia Abends entließ, sahen wir noch die halbe Nacht im Gespräch in meinem Zimmer. Er gewann Zutrauen zu mir, und da er nach dem Verluste seines Freundes eines männlichen Verkehrs, der Theilnahme und Mittheilung bedurfte, so fielen bald einige Rechte des Verstorbenen an mich. Ich hatte zwar sechs Jahre vor Harald voraus, war aber immer noch jung und jugendlichen Gemüthes genug und zudem hatte er von dem Augenblicke unserer ersten Begegnung an mein Herz so sehr gewonnen, daß ich ihm von freien Stücken entgegen kam. Immer mehr fühlte ich mich angezogen von der großartig angelegten Natur Harald's, die sich nicht allein in seiner prachtvollen äußeren Gestalt, sondern in seinem ganzen Wesen ausdrückte. Ich war nicht so blind, alle Pläne und Träumereien, die zum Theil noch unreifen Ansichten des kaum zwanzigjährigen Jünglings gut zu heißen, aber überraschen mußte mich eine innere Selbstständigkeit und ausdrucksvolle Kraft bei so jungen Jahren. Frühe Erfahrung und Erkenntniß innerer Gegensätze, ihr Kampf und leidenschaftliches Ringen hatten seinem Charakter ein ernstes Gepräge gegeben. Die gewöhnlichen Freuden und häßlichen Leidenschaften der Jugend schienen ihm fern zu liegen. Er war Student, ohne das Treiben seiner akademischen Genossen zu theilen. Er schien förmlich zu leiden unter dem Drucke enger und kleiner Verhältnisse, unter der, wenn auch immer liebevollen Abhängigkeit einer Frau. Seine Mähe, seine Phantasie dehnte sich ins Ungeheure, er hätte ins Gewaltige handeln und streben mögen und verschmähte die tobsüchtige Thorheit, in welcher andere Jünglinge für ihre ähnlichen Triebe einen kleintlichen Ersatz finden. Er hatte unter den Studirenden keinen Freund. Alles was in ihm lebte und strebte, hatte er in die Seele des jungen Fischerjohnes ausgeschüttet und die gläubige Hinnahme des sonst tief unter ihm stehenden Jonas Matthesen machte ihm den treuen, schlüchtern und geistigen Wunsch zum Ideal. So wandelte Harald wie ein Fremder einsam unter der gleichgültigen Jugend. Er konnte überschwänglich lieben, aber konnte auch überaus weniglich hassen, und wie ein dunkles, Verderben drohendes Gewölk stand die letztere Regung stets am Horizont selbst seiner reinsten Stimmung. Es konnte mich nicht befremden, daß Harald zu irgend einem Studium oder einer Lebensstellung, die ihn an die Scholle fesselte, ihn in engem Kreise festhielt, ihm nicht unbedingte Freiheit versprach, gar keinen Beruf fühlte. Weit mußte sein Ausblick sein, groß sein Wirkungsbereich, seine Arbeit, das Ziel mußte mit Gefahren, mit Einsetzen der ganzen Persönlichkeit errungen werden. Die Naturwissenschaften versprachen ihm eine derartige Befriedigung. Weit übers Meer sollte ihn künftig die Forschung tragen. Aber nicht nach dem Süden, nicht nach Westen, nicht nach Amerika, nein, der Norden, die gewaltige Polarnatur zog ihn an. Norwegen, die Farber-Inseln, vor Allem Island, wo die Eiswelt mit Vulkanen im Kampfe liegt und die alten Götter der germanischen Heidenmythe ihr letztes Asyl gefunden, das war das Land seiner poetischen Träume und seiner Hoffnungen. Wahrlich, als er mit mir in dunklen Augen, kundig der alten Sagenwelt, kühn und in fortreizendem Ausdruck seinen Eroberungszug in das geheimnißvolle Reich des höchsten Nordens vorzeichnete, da erschien er mir wie einer jener blonden Seeküchler der Vorzeit, die ihre Kriegsflootten in den Kampf führten, und ich begriff die Begeisterung und unbedingte Willfährigkeit, zu der der Fischerjohne sich durch ihn hatte fortziehen lassen!

Der war nun gestorben und Harald zog sich stumm in sich zurück, bei dem Gedanken, daß er nun des treuen Begleiters für seine künftigen Fahrten entbehren sollte. In mir durfte er ihn nicht hoffen, das sah er wohl, fühlte sich aber schon froh befreit dadurch, daß ich nicht nur einverstanden, sondern auch fähig

war durch mein Wissen oder Interesse ihm Fingerzeige zu geben, bestimmtere Grenzen in seine Pläne zu bringen. Ich fand bei ihm bereits gute Vorkenntnisse; an Handbüchern, Karten, geeignetem Material für diese Studien war kein Mangel, und so vergingen uns die Stunden in immer reger Unterhaltung.

Virginia Jessenius war ganz meiner Ansicht, daß man den jungen Adler gewähren lassen müsse, der eben zu hohem Fluge geboren war. „Mag er,“ sagte sie, „künftig reisen so viel er will, ich kann und will ihn nicht zurückhalten. An Mitteln wird es ihm nicht fehlen, er und seine Schwester sind meine Erben. Noch aber gibt es hier — ach, Doctor!“ so brach sie ihre Rede plötzlich ab, „ich habe Ihrem Besuche bereits viel zu danken! Sie sind unserm Harald in kurzer Zeit sehr werth geworden, von Ihrem Einflusse auf ihn dürfte ich viel erwarten. Er scheint innerlich neu aufzuleben, die Trennung von Ihnen wird ihm bitter, mir bebauerlich sein. Warum können Sie nicht bei uns leben, warum uns nur einen kurzen Besuch schenken!“

Ja, dieser „kurze Besuch“ ging mir auch bereits im Kopfe herum. Ich war nun sechs Tage von meinem Wohnort entfernt und hatte meinen eigentlichen Patienten, den Freiherrn, noch nicht einmal zu Gesicht bekommen. Mein freundschaftliche Bande hatten mich unterdessen an Harald, Malvina und deren zweite Mutter geknüpft, und ich sah voraus, daß ich schon um dieser drei Menschen willen meinen Aufenthalt verlängern würde. Dazu erfüllte mich die Ungebuld, Malvina auch innerlich näher zu treten, vor Allem wieder zu sehen, denn sie war mir seit jenem ersten Abend im Pfarrhause nicht sichtbar geworden.

Als wir am Abend des sechsten Tages, wie gewöhnlich, nach Gothenwief fuhren, erklärte ich, daß ich mich morgen bestimmt bei dem Freiherrn einführen wolle, er möge nun in noch so toller Laune sein und bat Harald, seine Schwester davon zu benachrichtigen. Er versprach es, legte die Fischerkleidung an und begab sich nach dem Herrenhause.

Peter Matthesen war bereits auf den Beinen, mein ärztliches Geschäft bei ihm bald zu Ende. Ich verließ das Haus um mich ein wenig zu ergehen. Denn es war ein lauer Abend, die Luft klar, der Mond stand hell über der beruhigten, glatten Meeresfläche. Ich stieg von den Dünen hinunter zum Strande, an welchem die Wellen sich nur leise kräuselten. Höchstens hüpfen sie plätschernd auf um jene dunkle Reihe von großen Steinen, die sich wie eine Mole in die See hineinstreckte. Wunderbar fühlte ich mich angezogen durch dieses Ineinanderschwimmen von Höhe und Tiefe und betrat die ersten Steine, die heute trocken zu Tage lagen. Immer mehr fortgelockt von dem Spiegelbild der Unendlichkeit, das sich bei jedem neuen Schritt mir feierlicher aufthate, hatte ich bald die Hälfte der Steinreihe hinter mir. Ich beschloß, mich bis zu ihrem letzten Vorsprung zu wagen, denn das Meer schien hier ziemlich flach.

Nur drei Steine fehlten mir noch bis zur Spitze, die sich etwas über die andern erhob. Ich athmete auf, sog den kräftigen Seewind erquickt ein und wollte eben meinen Fuß weiter setzen, als sich auf dem äußersten der Steine etwas zu bewegen begann. Ich stutzte. Saß da ein Mensch? War es ein Seegeschöpf, das ich in seiner Ruhe aufstörte? Die Gegenwart von etwas unheimlich Fremdem, Unerwartetem, machte sich, ich gestehe es, geltend bei mir. Aber ich hatte nicht lange Zeit zu überlegen. Denn eine große menschliche Gestalt erhob sich vor mir, wie aus dem Wasser auftauchend. Ich unterschied nur die Umrisse, die sich an dem hellen Hintergrunde von Luft und See dunkel abzeichneten und einen Mann im langen Mantel erkennen ließen.

„Wer ist da?“ fragte er mit gebieterischer, des Wohlklanges entbehrender Stimme. Wie eine Gewissheit schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß ich den Freiherrn, meinen künftigen Patienten, vor mir hatte. Hier zwischen Luft und Wasser, nur die Fläche eines Steines unter den Füßen, einem Wahnsinnigen gegenüber, das war immer eine Lage, welche Besonnenheit und ein rasches Gesagte auf Alles beanspruchte.

„Wer ist da?“ wiederholte er in noch heftigerem Tone. „Ein Fremder,“ entgegnete ich, „der hier einen Spaziergang macht.“

„Ein Fremder?“ fragte er verwundert. „Seltsame Art, Spaziergänge zu machen!“

„Bei der ich aber doch in unerwarteter Weise Gesellschaft finde!“ gab ich zurück. Der Mann schwieg einen Augenblick. Dann aber rief er mit gesteigerter Heftigkeit: „Wollen Sie hier ewig stehen und mir den Weg versperrern? Betrachten Sie Ihren Spaziergang als vollendet und schreiten Sie zum Ufer zurück!“

„Ich konnte nicht wissen, mein Herr,“ sagte ich so höflich als möglich, „daß ich hier Jemand in seiner Einsamkeit stören würde, und bitte um Entschuldigung.“ Während ich den Rückweg zum Strande nahm, blieb die Gestalt unbeweglich stehen. Ich erblickte sie wie eine Wilsäule auf einem Sockel, als ich den Uferstrand wieder unter den Füßen, mich nach ihr umschah. Und jetzt erst bewegte sie sich und kam über die Steine dahergeschritten.

„Warten!“ so tönte es mir rauh entgegen, obwohl ich gar nicht Miene machte, davonzugehen. „Ein Fremder kommt nicht ohne Zweck in diese Gegend,“ fuhr der Mann fort, „als er mich erreicht hatte. Also wer sind Sie? Was suchen Sie hier?“

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich in diesem Augenblicke eine Abneigung gegen den Plan des alten Fräuleins fühlte, mich unter der Firma eines Güterkäufer einzuführen und zog es vor, mit einiger Vorsicht eine bestimmte Erklärung hinzuhalten. „Mein Herr,“ entgegnete ich ruhig, „Sie fragen in einem auffallenden Tone. Ich könnte ja wohl dieselbe Frage an Sie richten, der Sie mir gleich fremd sind und meinen Weg ebenso kreuzen, wie ich zufällig den Ihrigen.“

„Sie wollen ausweichen,“ rief er, „aber ich weiß genug! Sie müssen der Arzt sein, der den Peter Matthesen wieder auf die Beine gebracht hat.“

„Ich habe keinen Grund es zu läugnen. Mein Name ist Doctor Hartmann.“

„Sie wohnen nicht in der benachbarten Stadt. Wie ging es zu, daß Sie aus Ihrem entfernten Wohnorte S. in dieses einsame Dorf kamen?“

Das war auffallend. Der Mann zeigte sich über meine Person unterrichtet. Jetzt galt es denn doch Ausflüchte zu machen, für die sich glücklicherweise ein thatsächlicher Anhalt fand. Ich war in der benachbarten Stadt von einem meiner Kollegen wirklich bei einem ungewöhnlichen Krankheitsfalle zu Rathe gezogen worden und gab dies als den Grund meiner Reise in diese Gegend an. Ich ersand schnell irgend eine Begegnung mit einem der Brüder Matthesen, der nach einem Arzte suchte. Der Unglücksfall in der Familie habe mich interessirt und so, schloß ich, ließ ich mir, als ein Anfänger, die Gelegenheit nicht entgehen, auch hier Erfahrung zu sammeln. Mein finsterner Begleiter schien die Fabel nicht unglaublich

zu finden. Ich hatte Namen aus der Stadt genannt, die er wahrscheinlich kannte, darauf ließen wenigstens die Interjectionen schließen, womit er seine Aufmerksamkeit zu erkennen gab. Wir waren währenddem zu der Düne hinaufgestiegen, gingen eine Weile schweigend auf der Landstraße neben einander her — das heißt, nicht auf der kürzeren, die am Hause Peter Matthesens vorbei führte — und hatten das Dorf beinahe erreicht.

„Sie haben eine glückliche und schnelle Kur an dem alten Fischer gemacht,“ begann der Mann plötzlich.

„Es war eine von den leichten Kuren,“ entgegnete ich, „die viel mehr Dank und Achtung einbringen, als manche schwierige, bei der man alle Hebel der Wissenschaft, alle Kraft der Persönlichkeit einsetzte und die endlich doch an unberechenbaren Umständen scheiterte.“

„Aber Sie haben doch sonst schon Glück und Erfolg gehabt?“ warf er ein.

Ich war überrascht. „Was meinen Sie?“ fragte ich.

„Ich will in meinem Hause mit Ihnen darüber sprechen — wenn Sie sonst dies Gulentest ein Haus nennen wollen. Kommen Sie, Doctor!“

Wir standen an der Schwelle, ich folgte ihm. So war es denn wirklich der Freiherr, zu dem mir der Zugang mit so viel Umständlichkeit gebahnt wurde und mit dem ich nun so ohne alle Umstände in das Haus spazierte. Ein Licht brannte auf der Hausschwelle. Er ging mir auf einer ziemlich schadhaften, schiefhängenden hölzernen Treppe voran, einen Gang entlang und öffnete ein Zimmer, das von einer düstren Arbeitslampe nur wenig erleuchtet wurde. Dennoch erkannte ich an den Wänden geschwärzte alte Gemälde, Jagdstücke, Hirschgeweihe, Flinten und anderes Jagdgeräth, dazu altmodisches Mobiliar, Schreibpult, Bücherschrank, Lehnstühle mit zerrißnen Lederüberzug. Der Freiherr schraubte die Lampe höher, sah mir ins Gesicht und unsere neugierig forschenden Blicke begegneten einander. Wir schienen gleichmäßig überrascht. „Noch so jung?“ rief er, indem er mich mit einer Handbewegung Platz nehmen ließ und sich abwendete, um an seinem Schreibpult nach irgend etwas zu kramen. Mir aber hatte ein schneller Blick eins von jenen Gesichtern gezeigt, das man nicht vergißt, wenn man es einmal gesehen. Scharf geschnittene Züge, eine Albenase, über den dunkeln Augen noch tief schwarze, dicke Brauen, während Bart und Haar zum Theil ganz weiß, zum Theil grau und schwarz gemischt, den Kopf umgaben. Es war ein einst vielleicht schönes, jetzt finsternes Gesicht, darin sich nichts von Wohlwollen, nichts auszusprechen, was Vertrauen erwecken konnte, in dem mir aber der Ausdruck eines vielleicht gewaltsam bekämpften körperlichen Leidens nicht entging.

Der Freiherr fand endlich in einer Schublade ein Zeitungsblatt, legte es vor mich hin und setzte sich mir gegenüber mit den Worten: „Erzählen Sie mir die Sache ausführlich!“

Mit Verwunderung erkannte ich jenen Zeitungsartikel, der meine erste gelungene Kur behandelte und dem ich schon so manches verdankte. Ich beherrschte mich und begann so unbesangenen als möglich die Geschichte zu erzählen. Anfangs sah ich die Augen des Freiherrn scharf, wie aus einem Hinterhalte lauernd, auf mich geheftet. Bald aber veränderte sich ihr Ausdruck und nahm den der gespanntesten und theilnehmendsten Aufmerksamkeit an. Endlich glaube ich eine gewisse Enttäuschung an ihm wahrzunehmen. Und als ich ausgedehet, sagte er wie für sich selbst: „Das ist freilich anders. Ganz anders!“

Er schwieg eine Weile. Ich hatte auf dem Tische bereits bei meiner ersten Umschau eine mir verdächtig aussehende Art von Arzneiflasche nebst einem Glase entdeckt. „Was ist das?“ fragte ich jetzt plötzlich, indem ich dreist zugriff, um den Inhalt durch den Geruch zu prüfen. Der Freiherr fuhr auf: „Nichts für Sie! Lassen Sie — ein Mittel —“

„Brauchen Sie es selbst?“ fragte ich rasch.

„Zuweilen —“

„Wer hat es gemacht?“

„Ich selbst.“

„Es besteht aus —“ ich nannte einige Kräuter und Bestandtheile, die ich aus dem Geruche erkannte — „und was ist sonst noch dabei?“

Der Freiherr, halb zornig, halb aus der Fassung gebracht durch mein rasches Drauslosfragen, nannte dennoch die übrigen Bestandtheile des wunderlichen Gebräues.

„Wozu diese Quackalberei, Herr Baron?“ sagte ich. „Es ist einer von den unzweckmäßig zusammengesezten Kräutern, die im besten Falle nichts schaden, unter schlimmen Umständen aber sehr verderblich wirken können. Ein einfaches Mittel würde Ihnen bessere Dienste thun.“

Er sah mich misstrauisch an. Ich aber war einmal im Zuge und nahm durch Kreuz- und Querfragen ein Verhör über seinen Zustand mit ihm vor. Anfangs schien er über meine Dreistigkeit höchst verwundert, antwortete barsch, abweisend, wollte keine Leiden irgend einer Art eingestehen, endlich aber ging er darauf ein und gab jede Auskunft. Ich lernte seinen Zustand kennen, der bei einem zerütteten Körper durch unsinnige Behandlung in der That ungewöhnlich und bedauerlich war. Allein gerade über das, was ich hier untersuchen sollte, kam ich noch zu keinem Resultate, denn bis jetzt konnte ich noch nichts von einer geistigen Störung an dem Freiherrn finden.

„Wenn Sie mir gestatten,“ begann ich, nachdem ich mich fürs Erste genügend über ihn unterrichtet hatte — „wenn sie mir gestatten, lasse ich Ihnen in der Stadtapothek eine Arznei nach meinem Rezept machen und sende Sie Ihnen morgen mit dem Frühlösten.“

Er schwankte einen Augenblick und betrachtete mich misstrauisch. Dann sagte er schnell, indem er mir Feder und Papier reichte: „Schreiben Sie das Rezept gleich hier.“

Ich schrieb. Kaum war ich fertig, als er mir das Blatt hastig entriß und es durchlas. Ich erkannte, daß der Selbststolz einige Kenntniß über Medicamente besaß und Recepte zu lesen verstand. „Ich werde es selbst besorgen lassen,“ sagte er, indem er das Papier auf sein Arbeitspult warf. „Werden Sie morgen den alten Fischer wieder besuchen?“

Ich bejahte.

„Dann — sprechen Sie vielleicht auch bei mir wieder vor?“

Ich erklärte mich bereit und verabschiedete mich. So wenig höflich der Freiherr sich bisher gezeigt, jetzt ergriff er die Lampe, um mir selbst die Treppe hinab zu leuchten. Nachdem ich mich überzeugt, daß er zurückgegangen und die Thür seines Zimmers hinter sich geschlossen, blieb ich auf der Treppe stehen — wie gern hätte ich Malvina einen Augenblick gesehen und gesprochen! Während ich noch stand, sah ich zwei Gestalten auf das Haus zukommen und wenige Augenblicke darauf sah ich in Malvina's liebes Angesicht. Ein alter Diener ging neben ihr.

Ein Schreck durchzuckte das junge Mädchen, als sie meiner ansichtig wurde. Sie war kaum eines Wortes mächtig. Ich aber ergriff in der Freude des Wiedersehens ihre Hand, erklärte ihr mit fliegenden Worten, was vorgegangen, wie ich ein Gespräch

mit dem Freiherrn gehabt und von ihm eingeladen sei, morgen wieder zu kommen. Ich hörte sie laut aufathmen. „Gott sei Dank!“ sagte sie mit leiser Stimme. „Vielleicht wird mich doch noch Alles gut! Aber noch begehrte ich kaum, daß so leicht gegangen, was so unglaublich schwierig erschien. Also morgen, Herr Doctor? Und ohne fremden Namen, als Arzt? — Dann gute Nacht für heute!“ fuhr sie fort, nachdem ich ihre Fragen bejaht hatte. „Man sucht Sie bereits. Grüßen Sie unsere geliebte mütterliche Freundin! Leben Sie wohl!“

Sie eilte vorüber und verschwand im Hause. Der alte Diener aber trat mir näher, und erbot sich, mich zum Hause Matthesen zu begleiten, da ich den Weg im Dunkeln nicht finden würde. Als wir die Dorfstraße erreicht hatten, begann der Alte: „Herr Doctor, weil Sie nun doch in unser Haus gekommen sind, und wiederkommen werden, so sollte der junge Herr Harald nicht mehr mit Ihnen herausfahren. Sie dürfen gar nicht mit ihm gefahren werden, sonst kriegt der Herr gleich Verdacht. Er hat zwar Verdacht auf Jeden, aber am meisten auf den Herrn Harald, und wer mit ihm —“

„Aber was fürchtet er denn von dem jungen Manne?“ fragte ich.

„Ja, man sollte es kaum glauben, so unrecht ist es!“ entgegnete der Alte. „Er meint, der Herr Harald — siehe ihn nach dem Leben! Und sogar von dem Fräulein glaubt er's. Wenn Sie also zu uns kommen, so thun Sie nur gar nicht artig mit dem Fräulein. Sie müssen kaum Acht auf sie geben, daß er nicht merkt, Sie hätten sie schon früher gesehen.“

„Sagt einmal ehrlich, lieber Mann,“ so fragte ich, „ist jemals irgend etwas vorgekommen, hat der junge Harald jemals etwas gethan oder gesagt, was einen so bösen Verdacht des Freiherrn erklären könnte?“

„Nichts, gar nichts, das ich wüßte, Herr Doctor! Ich kenne den Freiherrn nun schon lange und er hat vor dem ersten Tage an nur Böses von dem Sohne gedacht oder gesprochen. Von den Leuten im Dorfe aber kann ihm nichts Schlechtes über ihn zu Ohren gekommen sein, denn hier hält man mehr von dem jungen Herrn, als von dem alten.“

Nach solchen Mittheilungen mußte ich denn doch an eine Art von Wahnsinn, wenigstens an gefährliche fixe Ideen bei dem Freiherrn glauben. „Ich höre,“ begann ich wieder, „der Freiherr hält sich selbst zu Zeiten für wahnsinnig?“

„Ja, Herr Doctor, das ist freilich schon zweimal vorgekommen. Er sagte so und geberdete sich wie unsinnig. Aber, wenn ich offen gestehen soll, mir kam es vor, als wollte er uns nur prüfen, was wir dabei thun würden. Denn als wir beim erstenmal Miene machten, ihn als Kranken zu behandeln, da gab es eine Wirtschafft! Wir sollten Alle gegen ihn verschworen sein, das Fräulein, meine Frau, der Knecht — mehr sind wir nicht im Hause — wir wollten ihn mit Tränken vergiften, wie er sagte, ihn auf jede Weise aus der Welt schaffen, damit der Harald nur recht bald sein Erbe würde. Und deshalb, meinte er, sei auch das Fräulein ins Haus gekommen! Na, um die Erbschafft —! Er weiß selbst nicht was er noch zu vererben hat! Als er sich das zweitemal wahnsinnig stellte, da meinten wir klüger zu sein, wenn wir thäten, als merkten wir gar nichts. Aber da gings erst recht los, und ich will nicht aussprechen, was für Worte er gegen uns brauchte. Freilich, Herr Doctor, manchmal — ja manchmal, glaub ich, möchte er wirklich verrückt werden. Und ein Wunder war's nicht, wie er's zeitweilen getrieben hat. Er kann das Leben in diesem armen und stillen Hause nicht aushalten, er möchte am liebsten wieder ins Tolle und in die Welt. Aber er hat nichts mehr, er hat alles durchgebracht und ist körperlich zu sehr herunter, als daß er weg könnte. So kann er nichts weiter, als die Wenigen quälen, die er um sich hat.“

„Und was treibt er denn nun den Tag über?“ fragte ich weiter.

„Aus dem Hause geht er selten, früher wol auf die Jagd, jetzt auch nicht mehr. Er sitzt in seinem Zimmer eingeschlossen und liest, immer dieselben paar Bücher, oder er schreibt.“

„Was schreibt er wol?“

„Ja, ich sollte fast meinen, er schreibt sein Leben auf. Es ist mir nur einmal gelungen, während er aus war und vergessen hatte zuzuschließen, einen Blick in den großen Stoß beschriebener Papiere zu werfen. Da stand von seinen weiten Reisen, von Indien und allerlei. Nu, erlebt hat er wol genug, denn er trieb es von Jugend auf so, daß er was erleben mußte.“

„Und Ihr wart in seiner Jugend um ihn? Könnten selbst davon erzählen?“

„Nein, ich nicht. Ich hab immer hier so zu sagen als Kasellan in dem Herrenhause gesehen — früher war's nur ein Jagdschloß, aber es kam selten Jemand her. Erst vor zehn Jahren, als der Herr hier wohnen kam, lernte ich ihn kennen. Aber einer hat ihn gekannt, ein jüngerer Bruder des Peter Matthesen, der war sein Reitknecht schon dazumal, als er der Herr noch drinnen in der Stadt bei der gelehrten Schule studierte. Er ging auch mit in den Krieg und kam nach dem Frieden verlump und verbeutelt hier an. Der Peter Matthesen nahm ihn wieder auf, aber er konnte es nicht lange aushalten und ging in Dienst nach der Stadt. Nachher hat er schlechte Streiche gemacht. Sie setzten ihn fest und er ist bald gestorben.“

Unter solchem Gespräch kamen wir bei dem Fischerhause an, wo Harald und die Familie Matthesen meiner schon mit Besorgniß harnten. Ich will nun nicht die Ueberaschung schildern, die mein unerwartetes Vordringen in die Höhle des Löwen hervorbrachte, sowohl hier wie in der Stadt bei meiner würdigen Gastfreundin, sondern ich gehe sogleich zu meinem zweiten Besuche bei dem Freiherrn über.

Es galt immer noch vorsichtig nach allen Seiten hin zu sein. Vor Allem durfte der Freiherr nicht erfahren, daß ich im Hause des Fräulein Jessenius wohnte, in der er eine seiner ärgsten Feindinnen vermutete. Ich fuhr also am folgenden Tage ebenfalls erst gegen Abend und zwar allein nach Gothenwiek, gleich als hätten mir Geschäfte in der Stadt nicht gestattet, früher zu kommen. Nachdem ich, um ganz in der scheinbaren Ordnung zu verfahren, zuerst bei Peter Matthesen eine Minute abgestiegen, fuhr ich direct nach dem Herrenhause. Der alte Diener schlüßte mir zu, als er den Wagen öffnete, daß der Herr schon nach mir gefragt habe. — „Hat er die Medicin genommen?“ fragte ich.

„Ja, der Knecht mußte gestern Abend noch zur Stadt und das Rezept machen lassen. Der Herr hat aber zuerst dem Hunde davon eingegeben, und ihn zu Nacht auf dem Zimmer behalten. Heut früh ließ er ihn alle seine Kunststücke machen, und als er sah, daß das Thier ganz munter war, nahm er selbst von der Arznei.“

Das war in der That die größte Beleidigung, die man einem Arzte anthun konnte und ein solcher Verdacht brachte mir das Blut nicht wenig in Wallung. Sagte ich mir gleich, daß ich es mit einem nicht ganz Zurechnungsfähigen zu thun hätte, so beschloß ich doch fortan nicht viel Umstände mit meinem Patienten zu machen.

Der Freiherr empfing mich wie Einer, der mit ärgerlicher Ungeduld lange gewartet hat. „Was soll das heißen?“ fuhr er mich an. „Warum so spät? Ich bin nicht gewohnt, mich hinhalten zu lassen!“

„Fühlen Sie sich so krank?“ entgegnete ich. „Gestern wollten Sie es nicht wahr haben, und so ließ ich erstere Geschäfte vorgehen. Was haben Sie denn da für eine Krankenlectüre?“ Ich griff nach dem Buche, das aufgeschlagen auf dem Tische lag. „Was, Shakespeare? Und noch dazu Timon von Athen? Da sind Sie an den rechten Helden gekommen! Sie finden hoffentlich Timon's Menschenverachtung höchst knabenhaft und abgeschmackt?“

Der Freiherr, nicht wenig befremdet über meinen Ton, noch mehr aber über mein Urtheil, schien im ersten Augenblicke nicht zu wissen, was er sagen sollte, und sah mich star an. Ich nahm ungenirt Platz, und ging in leichtem Tone auf sein Befinden und die ihm verschriebene Arznei ein. Er gab mürrisch und kurz Auskunft und lenkte das Gespräch noch einmal auf Timon von Athen. Er bezeichnete dieses Stück als die Krone von Shakespeare's Dichtung, und des Helden Schicksal, seine Verbitterung, galten ihm für groß und erhaben. Ich sah, wo er hinaus wollte. Es war nur der Vergleich mit seiner eignen Situation, die ihn für Timon's Geschick Theilnahme erregte. Ich fing daher an nicht schlecht über den völlig unhellenischen Anglogriechen heranzuziehen, der vollkommen kindisch in jedem Schmeichler einen Freund sieht, ohne Unterscheidung für die schlechtesten Burschen offen Tafel hält, an sie sein Vermögen verschleudert. Wenn er, nachdem er es durchgebracht, von diesem Gelichter Hilfe und Freundesdienste erwarte, könne man ihn nur auslachen. Und wenn Timon dann in die Wälder gehe, um sich von Wurzeln zu nähren und Flüche gegen die Menschheit zu schleudern, werde jeder Vernünftige die Achseln über ihn zucken und sagen, dem Dummkopf sei Recht geschehn. So feierte ich zum zornigen Erstaunen meines Patienten fort, und vergriff mich sogar an der Person Hamlet's, auf den er die Rede brachte. Denn es konnte mir nicht entgehen, daß es auch hier nur die Verbitterung war, die ihn interessirte, und daß er dem Dänenprinzen den verstellten Wahnsinn entlehnt hatte, um, wie jener, eine Schuld oder verbrecherische Pläne an den Tag zu bringen. Bei dem letzten Punkte verweilte ich hauptsächlich, um ihm zu beweisen, daß Hamlet's erbeuchelter Wahnsinn eine Nichtswürdigkeit sei, ein Verbrechen, wodurch er ebensoviel Unglück anrichte, als er erlitten habe. Der Freiherr verteidigte seine Ansichten mit Zorn, mit Worten und Geberden der Wuth, er tobte förmlich. Ich suchte ihn zu übersprechen, blieb ihm nichts schuldig, suchte ihn durch Seitenhiebe in die Enge zu treiben, lachte, verpötte ihn — kurz es war eine Unterhaltung, die sich anhören mußte, als wollten einander zwei Raufende an's Leben. Und ich gestehe, daß ich wirklich dies als Resultat meiner Probe, wenigstens von seiner Seite, erwartete. Allein ich täuschte mich, der Freiherr zeigte keine Spur eines wirklichen Wahnsinns. Er war es sogar, welcher aus aller Wuth und Heftigkeit doch zuerst wieder einslenkte. Immer mehr schienen ihm meine Gründe und Wendungen zu überraschen, vielleicht entwaffnete ihn zugleich das Erstaunen, daß es Jemand wagte, ihm ohne Scheu, seine Autorität nicht anerkennend, schlagfertig und fest zu begegnen. Er gab sich nicht überwunden, aber er zog sich mit still grollender Verwunderung zurück, und endlich sprachen wir wieder ziemlich gefast und ruhig.

Das Resultat meiner Untersuchung wäre nun in so weit ein günstiges zu nennen gewesen, als ich den Patienten nicht für wirklich geisteskrank zu erklären brauchte — wenn nur sonst der Einblick in den Charakter dieses Mannes erfreulicher gewesen wäre! So lang es auch ihm körperliche Erleichterung zu verschaffen, so war doch seine Gemüthsart so angethan, daß ein günstiges Verhältnis für diejenigen, die mich hergerufen, nicht mehr zu erwarten stand. Ich sah einen herrischen, unduldsamen, vom tiefsten Egoismus erfüllten Charakter, zerfahren, unstät, unzufrieden, voll von Vorurtheilen, krankhaften Grillen, gehässigen Mißtrauen. Wie der alte Kasellan ihn richtig erkannt, empörte ihn die Hinfälligkeit seiner Gesundheit, die Beschränktheit seiner Vermögensumstände. Er sah sich gebunden, in Jahren, wo der Drang nach wilder Freiheit noch mächtig in ihm war — denn er zählte höchstens achtundvierzig Lebensjahre. Ursachen seiner Lage ichob er fremder Schuld zu, eigene Schuld nicht anerkennend und maßlos, dabei unmännlich, erging er sich nun in Regungen und Handlungen kienlicher Tyrannie und Willkür. Bei seinem Spiel mit dem Wahnsinn war ihm, wie ich merkte, die Besorgniß gekommen, wirklich wahnsinnig zu werden, und er hielt sein eingebildet erklühtes Unrecht wol geeignet, eine solche Wirkung hervorzurufen, besonders wenn körperliche Schmerzen hinzukamen, ihn zu beeinträchtigen. Kurz, ich lernte einen Mann kennen, dessen Lage zwar beklagenswerth war, dem sich aber kaum eine schätzenswerthe Seite abgewinnen ließ und der nur noch da zu sein schien, seine Umgebungen zur Verzweiflung zu bringen.

Ein immer tieferes Mitleid aber erfüllte mich mit dem Mädchen, welches alle Gaben eines edlen und großen Herzens, alle Freuden der Jugend, ja die Jugend selbst einsetzte, um ein Herz zu gewinnen, das ihr nichts zu bieten hatte. Das Ziel, welches Malvina sich gesteckt, war nicht zu erreichen, wie mir schien, sie brachte sich wecklos zum Opfer und es dünkte mich eine Pflicht, sie diesen Verhältnissen zu entreißen. Ich hoffte, der Freiherr würde mich einladen, den Abend in seinem Hause zu verbringen, und um den Preis Malvina zu sprechen, würde ich die Einladung gern angenommen haben. Da sie aber nicht erfolgte, so sehr ich den Besuch schon verlängert hatte, beschloß ich, es auf andere Weise zu probiren. War es mir doch nicht entgangen, daß der Freiherr noch allerlei auf dem Herzen und ein gewisses Vertrauen zu mir gefast hatte. Ich erhob mich schnell, indem ich nach der Uhr sah. „Meine Zeit ist um, Herr Baron,“ begann ich. „Wünschen Sie meinen ärztlichen Rath noch über irgend etwas, so bitte ich, mir jetzt Mittheilungen zu machen, denn schon morgen kehre ich nach meinem Wohnorte zurück.“

„Schon morgen?“ rief er überrascht. „Und kommen Sie so bald nicht wieder in diese Gegend?“

„Ich glaube nicht.“

Er ging unschlüssig hin und her. Dann blieb er vor mir stehen und fragte mich mit sichtlicher Ueberwindung und mit nicht eben gewinnendem Tone: „Doctor, haben Sie nicht Zeit, ein paar Tage bei mir in dieser verwünschten Spelunke zuzubringen?“

(Fortsetzung folgt.)

Federschmuck.

So weit es Industrie und Geschmac auch gebracht haben, unsere Zimmer und Personen mit verschönernden Kunstzeug-

nissen zu schmücken, bleibt doch der Hut mit natürlichem Federn eine der anmuthigsten Verzierungen, auf graziösen Damen wie auf martialischen Männerköpfen. Die Straußen-, die Paradiesvogelfedern vereinigen in sich die Reihe delicatester Farrenblätter, sich leicht wiegender Schößlinge des Lärchenbaums und der zartesten Sprossen der Palmen, in Farbenspielen die reichsten Schattirungen und Lichter des Regenbogens.

Ein Reisender in Aegypten, der alle mögliche Wunder der Natur bewundert hatte, gesteht, daß er niemals etwas Schöneres gesehen habe, als folgendes Schauspiel. „Ich sah,“ so erzählt er, „eines Morgens vor Sonnenaufgang auf einer Insel des oberen Nil und lauschte in süßer Träumerei den auf beiden Seiten dahinflutenden Wellen des heiligen Wassers. Um meine Gedanken zu unterhalten, schmauchte ich eine Pfeife von Gebel. Die Bernsteinspitze ruhte angenehm zwischen meinen Lippen und der rothe Kopf mit feurigem Aufglühen auf dem Sande. Unter solchen Verhältnissen fließt die Zeit eilend dahin, so daß die Sonne plötzlich, wie mit einem Sprunge, hinter den arabischen Bergen emporstieß und die Erde ringsum mit goldenem Lichte übergoß. Gleichzeitig fing es über mir an zu flappen und zu klappen und zu rauschen mit unzähligen Fittigen und Flügeln, und über meinem Haupte dahin segelte eine unabsehbare Schaar von Pelikanten südwärts. Die Brustfedern des Pelikans sind von milchweißer Farbe, aber jetzt in der Morgensonne hoch oben überhauchten sich diese Meere von weißen Bufen mit rosigem Dufte. Schon ein Vogel würde in diesem Lichte wundervoll ausgehen haben, aber dieses holbe Ervöthen über Taufende von zarten Wölbungen hin schimmernd, bildete eine himmlische Erscheinung von unvergleichlicher Schönheit. Zu meiner Beschämung gestehe ich, daß ich einen der Vögel herunterstieß und mit Anderen den Versuch machte, ihn zu braten und zu essen. Aber wir wurden sofort bestraft; kein menschlicher Zahn konnte durch die Zähigkeit dieses Feisches hindurchbringen.“

Weiter oben im Innern Afrikas begegneten wir einer Caravane mit Sklaven, Gold, Eisenbein, wohlriechenden Harzen und Straußenfedern. Einige dieser Federn waren weiß, nicht schnee- oder kalkweiß, sondern sabrig, duftig, wie die Haut gesunder, weiblicher Jugend. Jede Feder war in sich selbst ein Bild, ein Gemälde. Die zarten, weißen Sprossen auf beiden Seiten des Kiels bingen wie gebauchte, wogige Locken herab, feiner wie die zartesten Spitzen, und liefen in einer Art von Fächer aus, dessen Ringelchen so weich und wonnig auf die Hand fielen, wie niemals etwas künstlich Gemachtes in dem reichsten Laden voller Schmuckstücken. Und doch ist der Vogel, auf welchem diese Wunder von ätherischer Grazie wachsen, einer der plumpten und ungeschicktesten unter den Ungeheuern Afrikas. Auf den Körpern der Strauße, dieser plumpe langbeinigen, langhalsigen, kleinköpfigen Läufer der Wüste, die ihre ungestalteten Rümpfe, wie ausgestopfte Kissen, beerdenweise über Sandmeere tragen, sehen diese lieblichsten aller Poesien der Federn geradezu lächerlich aus.

Es ist, als hätte die Natur den Niesenvogel bloß dazu bestimmt, diese Federn zu fabriciren, nicht sie für eigene Rechnung zu tragen.

Unter den Schäden derselben Caravane bemerkten wir andere Federn mit einem solchen Reichthum an Farben, als wären sie eben frisch aus dem Atelier der größten Malermeister hervorgegangen; Scharlach, Maigrün der lachendsten Art, Türkis, Lapislazuli, Beryllgelb, wolftige, streifige, sternige, getipelte Farben- und Formenpoesie wogte und wehete vor unseren Augen in unsäglich Lieblichkeit. Ein Büschel solcher Federn, den ein junger Araber in seiner Hand hielt, gleich so auffallend dem herrlichsten Blumenstrauße, daß wir glauten, er habe ihn eben in einer Dase gepflückt und gewunden für eine harennde Braut. Es war ein herrliches Bouquet, aber von ungewöhnlichen Blumen, und weht vielleicht jetzt noch frisch und reizend von der Stirn einer liebenden Bräutlerin in den Kelten Jesmaels.“

Im Orient tragen die Damen des Harems leidenschaftlich gern Bouquets von mehreren ganzen Vögeln, nämlich von Colibri's, für deren Bekleidung die Natur allen Farben- und Schönheitsreichtum erschöpft zu haben scheint. Auf den Molukkeninseln sind die Federn des Muscatvögels ein Lieblingsgeschmud der Damen, obgleich die nuchternen Farben derselben, die nicht viel besser aussehen, als die der Muscatnüsse selbst, nicht viel Verlockendes für unsere Verirrten haben würden.

Im alten Griechenland bediente man sich der Farbenreize von Vogelfedern auf sehr sinnige Weise, nicht ausgerupft und als Zierde angebracht, sondern der lebendigen. Man zog und zählte verschiedene Arten schönfarbiger Vögel, parfümirte sie für feierliche Gelegenheiten, z. B. für große Gesellschaften, Festessen u. s. w. und ließ sie plötzlich mit ihrem webenden Wohlgeruch und ihren fliegenden Farben über die Gäste hinsäuseln.

Im alten Griechenland machte man auch Bettdecken, die über und über mit Federn aus Flausenschwänzen geschmückt waren und die Reize der darunter schlafenden Schönheit mit unendlichen Farbenspielen umgaulten.

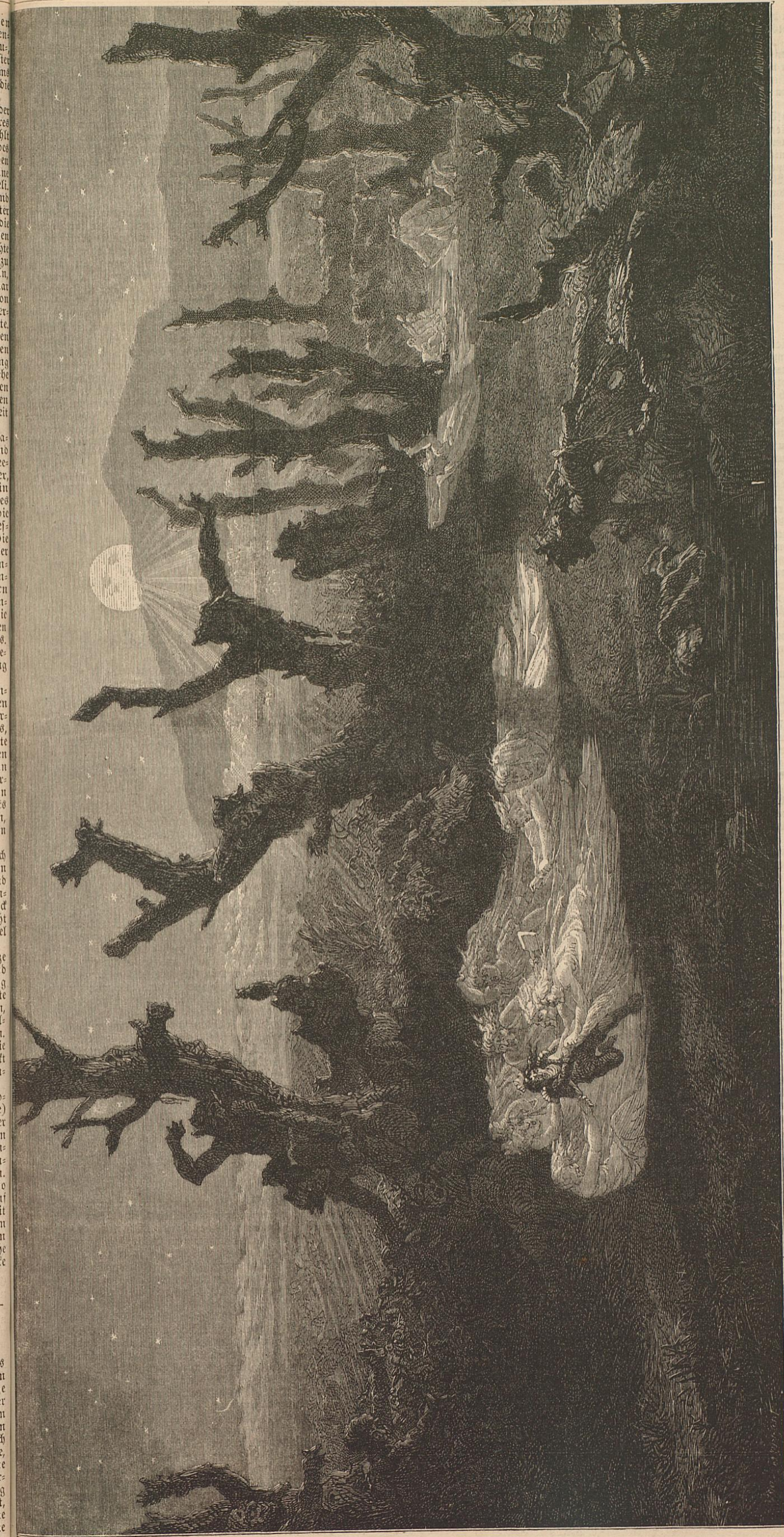
Der Krönungsmantel des verstorbenen Königs der Sandwiche-Inseln (von dessen Wittve der Bazar unlängst erzählte) soll über eine Million Thaler werth sein, weil er aus lauter Federn besteht, von denen jede einzelne mit 50 und mehr Thalern bezahlt wird. Von diesen Federn wächst bloß immer eine einzige unter jedem Flügel eines seltenen Vogels der Südsee-Inseln. Es läßt sich denken, daß sie schon deshalb kostbar werden. Nun soll aber auch deren Schönheit in Form und Farbe so außerordentlich sein, daß Alles, was Schönheit liebt, darauf Jagd macht. Unsere Damen begnügen sich geschmackvoller mit einzelnen webenden und nickenden Federn, die nicht immer vom Strauße stammen. Dies ist auch nicht nöthig, da wir selbst von den nuchternen Farben und Formen einheimischer Vögel hübsche Auswahl treffen und sie geschmackvoll für Verschönerungszwecke componiren können.

[1585]

J. Beta.

Ein Schrei in der Heide.

Es war kein Zweifel mehr: ich hatte mich verirrt. Endlos dehnte sich das öde Heidefeld, und weit hinter mir verschoben sich die Hügel, daß ich mir wie hinausgestoßen in das traurige unfruchtbare Land erschien. Der Wege kreuzten sich viele, einer wie der andere, verwahrlost, mit tiefen Furchen und kriechendem Wurzelwerk, zwischen kahlen Weidenstümpfen und an dunkeln Mooren vorüber. Während ich noch zaudernd stand, tönte durch die windstille Nacht ein Schrei; ein Schrei aus weiter Ferne, aber so seltsam, daß ich erschrocken zusammenfuhr. Ich horchte auf, doch kein weiter erfolgte. So schritt ich denn wieder vorwärts und gelangte endlich, als ich von körperlicher Anstrengung und geistigem Mißmuth beinahe erschöpft war, zu einem Gehöft, wo Lichtschimmer die Finsterniß und das Gebell von Hunden die Einsamkeit brach. Auf mein Pochen und Rufen wurde die



Ein Schrei in der Finde.

Hofthüre geöffnet und ein hochgewachsener M-ter, der mir mit einer Laterne in das Gesicht leuchtete, hieß mich auf meine Bitte um ein Nachtlager willkommen.

„Ihr seid zwar heute schon der zweite Gast,“ sagte er, „denn vor einer Viertelstunde erst haben wir einem Wandersmann geöffnet, der, wie er sagt, nach der Grenze will, aber unterwegs erkrankt ist. Gott sei Dank, haben wir Raum und Brod auch für zwei.“

Ich folgte ihm in das Haus, wo die Familie des Alten, seine Söhne und Schwiegertöchter und Enkel beim Nachtmahl saßen. Der Fremde, von dem der Alte gesprochen hatte, kauerte auf der Dienbank im Schatten. Er wollte weder an der Mahlzeit, noch an der Unterhaltung Theil nehmen; er sei zu krank, sagte er mürrisch.

Ich aber folgte der freundlichen Einladung, aß und trank mit ihnen und als das Mahl beendigt, der Segen gesprochen war, plauderten wir.

Wie wir so über Diefes und Jenes redeten, erinnerte ich mich an den räthselhaften Schrei und fragte, ob ihn meine Wirthe auch gehört hätten? Doch Niemand hatte ihn gehört, denn die Hunde bellten und rasselten an der Kette seit Sonnenuntergang, als wäre ein Wetter oder das wilde Heer im Anzuge.

„Es wird irgend ein Raubvogel gewesen sein,“ meinte mein Wirth. Dagegen versicherte ich, daß es der Ruf, der Wehe- oder Hilferuf eines Menschen gewesen, und wendete mich dann an den Fremden im Schatten, ob denn er denselben nicht vernommen habe.

Er verneinte es mürrisch, aber die Mutter meines Wirthes, eine hochbetagte Frau mit großen wasserblauen Augen, ergriff jetzt zum ersten Mal das Wort und sagte, daß sie den Schrei gehört habe.

„Es rief am Erlenteich,“ setzte sie zu, „denn heute ist Charfreitag. In der Charfreitagsnacht wurde dort vor funfzig Jahren ein Mord begangen.“

Eine heftige Bewegung des Fremden lenkte Aller Blicke auf ihn. Er hatte sich plötzlich erhoben und starrte die Greisin an. Ich konnte die Blässe seines Gesichtes sehen, trotzdem er immer noch im Schatten stand.

„Unweit von uns,“ fuhr Jene fort, indem unwillkürlich auch sie ihre Augen auf den Fremden richtete, um sie fortan nicht wieder von ihm abzuwenden, „unweit von uns wohnte damals der Kleinbauer Wendelin. An die Hütte dieses Mannes klopfte einst in später Stunde ein Wanderer, der sich verirrt hatte, aber um jeden Preis in derselben Nacht noch nach der Grenzstadt wollte. Wendelin erbot sich zum Führer. Während sie durch die finstere stumme Haide schritten, entdeckte ihn der Fremde, der sich vor Räubern fürchtete, daß er eine große Geldsumme bei sich trage. Da nahte Wendelin die Versuchung, denn er lebte in Noth und Sorge. Als sie am Erlenteiche waren, fiel er über den unkräftigen Mann her, erwürgte den Unglücklichen, der sich ihm anvertraut hatte, und beraubte ihn. Aber sowie er sich im Besitze des Geldes fand, verließ ihn der Wahnsinn und das Entsetzen über seine That ergriff ihn. Er hatte weder Muth noch Besinnung genug, den Leichnam im Teich zu versenken, sondern eilte den Weg zurück, seiner Wohnung zu. Trotzdem die Lüfte schliefen, sauste und brauste es um ihn und der tiefdunkle Himmel schien sich auf ihn niederzusenken. Die Angst trieb Wendelin zur Eile; die Neugier hing sich an seine Schritte. Er glaubte, es müßten viele Stunden schon seit seiner That veronnen sein und noch immer nicht blinkte ihm das Licht, das er zu Hause hatte brennen lassen, entgegen.“

Allmählig kam er zu der Ueberzeugung, daß er nun selber sich verirrt habe. Einmal war es ihm, als hörte er eine Kirchenglocke zwölf schlagen, und gleich darauf sah er dicht vor sich wieder einen Teich. Erschöpft, verzweiflungsvoll wollte er sich am Ufer niederwerfen, da tauchte in demselben Augenblicke hinter der Hügelwand am Horizonte voll und groß der Mond empor, und bei der Helligkeit, die derselbe ringsum ergoß, erblickte Wendelin zu seinen Füßen den Leichnam des Ermordeten.

Er war im Irrgange an die Stelle zurückge- gelangt, von der er gestochen war. Und die Bäume am Wege wurden plötzlich lebendig, beugten sich vornüber, um ihn und sein Opfer zu sehen, und reckten in wilder Freude die Arme gegen Himmel; die Wurzeln, die über den Pfad sprangen, wanden und krümmten sich, wie Schlangen; der Himmel schlug plötzlich tausend funkelnde Augen auf, und der Mond sah roth und brohend aus, es rauschte im Gestrüpp, es rauschte in den Lüften; dort und da, aus dem Bruche, aus dem Teiche tauchten gespenstische Gestalten in langen wallenden Gewändern und kamen näher — näher — . Wendelin versuchte aufs Neue zu fliehen, aber die Dämonen saßen und rissen ihn empor, er fühlte sich unter ihren Griffen wie von hundert Dolchstichen durchbohrt, zerfleischt — und die Besinnung verließ ihn.

Man fand ihn am Morgen neben seinem Opfer liegen, mehr todt als lebendig. Seine ersten Worte waren das Geständniß seiner That.“

..... Die Greisin schwieg, aber der Fremde im Schatten brach in wildes Gelächter aus. „Das sind alberne Märchen,“ rief er, „oder wenn Wendelin je gelebt hat, so war er ein Narr, ein Dummkopf. Wer an Gespenster glaubt, muß keinen Mord begehen. Ich — —“ Er brach plötzlich ab und blickte uns, die wir mit seltsamen Empfindungen ihm zuhörten, halb erz-

schrecken, halb herausfordernd an. Es entstand ein peinliches Schweigen in dieser athemlosen Stille ertönte plötzlich ein Pochen am Hofthor.

Ich sah, wie der Fremde bei diesem Geräusche entsetzt zusammenfuhr und einen hastigen Blick auf die Fenster warf, die von außen durch schwere Läden verschlossen waren. Eine unbestimmte Ahnung erfaßte mich und ich ließ ihn von da an nicht mehr aus den Augen.

Der Alte war hinausgegangen, um dem neuen Anführer zu öffnen. Nach einer Weile kam er mit verstörter Miene zurück und erzählte: daß Leute draußen ständen, die im Erlentische einen Erschlagenen gefunden hätten. Er hatte noch nicht geendigt, so erschienen Männer mit Kienfackeln in der offenen Thüre und hinter ihnen kamen Andere mit dem Leichnam. Mich aber durchzuckte es wie ein Blitz, und mit der Hand auf den Fremden deutend, welcher mit wild verzerrtem Gesicht auf die düstere Scene schaute, sagte ich: „Hier ist der Mörder.“

Er war es.

[1590]

H.

Die erste Romanschriftstellerin.

Von Julius Rodenberg.

In keinem andern Felde der Literatur haben die Frauen sich so sehr ausgezeichnet, als in dem Romane; ja man sagt vielleicht nicht zu viel, wenn man sagt, daß es die Frauen sind, aus deren Händen wir, wenn nicht dem Range nach die besten, so doch der Zahl nach die meisten und der Zeit nach die frühesten Romane empfangen haben. Es ist wahr, sie haben niemals die Plastik eines Cervantes, niemals die leidenschaftliche Sprache eines Rousseau oder die herzugewinnende Bonhommie eines Fielding und Goldsmith erreicht; aber der Unterschied ist, daß die Welt nicht nur bewundern, sondern auch unterhalten sein will; und die breite Masse des Unterhaltungsstoffes ist der Frauen eigenes Werk. Sei es, daß das Talent zu plaudern und eine Conversation zu machen, oder die Gabe liebevoller Beobachtung von Kleinigkeiten, oder die Freude an einer gewissen Ausführlichkeit, oder der Fleiß und die Ausdauer, welche den Frauen vorzugsweise eigen, sie besonders befähigen, eine Gattung zu kultiviren, in welcher mit dem ruhigen Fortschritt des Lebens und der stetigen Entwicklung der Charaktere jene genannten Eigenschaften sich vor Allem geltend zu machen haben: soviel ist die Thatsache, daß mit einem natürlichen Instinct die Frauen sich des modernen Romans bei seinem Entstehen bemächtigten; daß sie, gleich den Feen im Märchen vom Dornröschen, an seiner Wiege standen und diesem jüngsten Kinde der Phantasie und Weltbetrachtung, eine jede von ihnen, ein unvergängliches Angebinde mitgaben auf seinen Weg durch die Zukunft.

Der Anfang des modernen Romans liegt um etwa zwei Jahrhunderte hinter uns; man kann als die Zeit und den Ort desselben die Mitte des 17. Jahrhunderts und Frankreich bezeichnen.

Eine Schilderung Frankreichs um die Mitte des 17. Jahrhunderts würde unvollständig sein, wenn man vergessen wollte das Hôtel Rambouillet zu erwähnen. Ludwig XIV., dieser Monarch, der, was auch die Welt, was Deutschland insbesondere ihm zu vergeben hat, doch immer ein Gegenstand unerlässlich ist, ich möchte sagen, noch nach zweihundert Jahren neugierigen Interesses für uns bleiben wird: er war damals jung, liebenswürdig, naiv, noch mit dem doppelten Reiz seines hohen Ranges und seiner Jugend bekleidet; er hatte noch kein anderes Gefühl erregt als das der Erwartung, und die jungen Genossen seines späteren Ruhmes würfsten, tranken, intriguirten, duellirten und amüsirten sich. Die großen Männer, die Dichter, die Redner, die Klassiker Frankreichs, welche das Zeitalter des modernen Augustus schmücken sollten, waren nicht viel älter als er selber, zum Theil noch in den Schulen und Collegien; Blaise Pascal hatte vor den Freunden der Welt noch nicht Zuflucht gesucht in dem Kloster von Port Royal, noch der Chevalier de Ranec sich zum ewigen Schweigen verdammt unter den düstern Bäumen von La Trappe. Der absolute Staat begann sich erst zu formiren; Frankreich war auf dem Wege die Welt, Paris auf dem Wege Frankreich zu werden, und das Louvre, in welchem für den jugendlichen Monarchen Anna von Oesterreich als Regentin-Mutter und Mazarin das Scepter führten, hatte nur noch einen Rivalen: das Hôtel Rambouillet. Dort war die Macht und hier der Geist von Frankreich.

Catherine de Vivonne, Marquise von Rambouillet, Tochter einer eleganten Dame von florentinischer Abkunft, vereinigte eine angeborene Liebe zur italienischen Poesie mit einer gewissen Neigung für den verfeinerten Lebensgenuß. Die moralische Strenge ihrer Grundsätze, sowie eine fast sentimentale Zartheit, welche einen so bedeutenden Contrast zu den Sitten des Zeitalters bildete, in dem sie jung gewesen, hatten sie von dem Hofe Heinrich's IV. fern gehalten; jetzt war sie alt geworden, und unter dem romantischen Namen „Arctonice“ (Anagramm von Catherine) auf einem selbsterrichteten Throne sitzend, nahm sie von den ersten Größen ihres Jahrhunderts und Landes jene Galanterien in Vers und Prosa, jene für unsern Geschmack etwas hochtrabenden Hulbigungen an, welche ihren Ursprung in dem Sprachgebrauche der sogenannten „Akademien“, Palmorden, fruchtbringenden Gesellschaften und anderen kunstfideletantischen Spielereien hatten, deren Heimat Italien. Dies war, vor dem Erscheinen seiner großen Männer, der Schöpfer seiner klassischen Literatur, auch für Frankreich die Zeit des Dilettantismus, in welchem naturgemäß die Frauen excellirten. Denn es ist eine culturhistorische Thatsache von unbestrittener Geltung, daß die „geistreichen“ Frauen dominiren, wenn die Männer feiern.

In einem solchen Zeitpunkt fällt der Glanz des Hôtel Rambouillet. Die Marquise versammelte darin zuerst die Freunde der Literatur und die Freunde der Geselligkeit folgten ihnen. Hierher kamen bald die galanten Abbés und die stattlichen Finanziers, die Politiker und die geistreichen Köpfe — Mazarin war hier und Paul de Gondy, jener heißhüllige Prälat, Episcopus, Frondeur, bevor er als Cardinal Metz den erzbischoflichen Palast von Paris bezog, und Historiker der Fronde, nachdem er ihre Schlachten mitgeschlagen; hier machte La Rochefoucauld, der Moralist, seine Studien, und hier wahrscheinlich entdeckte er jenes Axiom seiner Moral: „daß die Eigenliebe der Beweggrund aller Dinge sei“. Aber hier fand er auch die Roman- und Memoirschriftstellerin Frau von Lafayette, die später von sich rühmen konnte: „er gab mir seinen Geist und ich besserte sein Herz“; hier schimmerten die „schönen Augen“ der politischen Herzogin von Longueville; hier, bevor das Leben sie geprüft und das Leid und die Liebe zu ihrer einzigen Tochter, Marquise

von Grignan, ihr jene noch heute als klassisch gepriesenen Briefe dictirt hatten, sah man in der Blüthe ihrer Jugend Frau von Sevigné, und hier endlich, selber unbeachtet, weil sie weder schön noch reich war, beobachtete die Anderen, studirte und sammelte Menschen- und Weltkenntniß diejenige, welche man wol als die erste Romanschriftstellerin bezeichnen kann: das Fräulein Madeleine von Scudery.

Es würde mehr Raum erfordern, als wir zu unserer Verfügung haben, wollten wir erzählen, welche einen großen Einfluß diese Dame auf ihre Zeitgenossen übte; wie berühmt sie war — sie, die, wenn die Wahrheit denn einmal heraus muß, häßlich und alt war, als man zuerst Notiz von ihr nahm; mit welchen Empfindungen des Entzückens und steigender Bewunderung man einen ihrer voluminösen Romane nach dem andern in Empfang nahm und wie viele Thränen unschuldiger Nührung über den mächtigen Bänden geflossen, welche sie mit nimmer rastender Feder der Welt in einem langen Leben, bis zu ihrem neunzigsten Jahre schenkte. So alt ward sie und neunzig Bände waren es, welche sie, Alles zusammen, vollendete. Doch würde man das Verdienst dieser Dame sicherlich unterschätzen, wollte man den Umfang ihrer Bände nach dem Umfange der unfrigen bemessen. Die Romane jener Zeit erschienen im größten Folioformat, und anstatt die Geschichte zweier Liebenden in einer oder zwei Sitzungen zu Ende zu bringen, brauchten die Urgroßmütter unserer heutigen Romanleserinnen zuweilen sechs Monate, bevor sie, nach vielen Unglücksfällen, Kämpfen, Entführungen, Belagerungen und Schiffbrüchen so weit kamen, daß der Held und die Heldin „sich kriegten“. Denn auch das war, abweichend von der Willkür unserer neueren Romane, die Regel jener alten: daß sie sich unter allen Umständen kriegten; dessen konnte man sicher sein, mochte dazwischen vorgefallen sein, was da wollte, mochten Jahre verfließen und Reiche gestürzt sein: die Zärtlichkeit und Treue der Romanhelden aus jener Zeit wich und wankte unter keiner Verbindung!

Fräulein von Scudery, geboren im Jahre 1607, war aus einer alten und stolzen Adelsfamilie der Provinz, die jedoch sehr wenig begütert. Nach dem Tode ihrer Aeltern siedelte Madeleine nach Paris über zu ihrem einzigen Bruder George de Scudery, welcher aus der Noth eine Tugend gemacht, als er sich bequeme, Schriftsteller zu werden, ein Beruf, den er im Grunde seiner Seele verachtete. „Ich will lernen mit meiner linken Hand zu schreiben, damit meine rechte Hand würdiger sei. Eurem Dienste gewidmet zu werden,“ sagt er in einer Epistel an den „ersten Baron der Christenheit“, den Herzog von Montmorency; und in der Vorrede eines seiner Werke wendet er sich folgendermaßen an ein wohlgeneigtes Publikum: „Ihr werdet leichter über etwaige Fehler meiner Arbeit urtheilen, wenn Ihr bedenkt, daß ich den größten Theil meines Lebens angewandt, um die schönsten Theile von Europa zu sehen, und daß ich mehr Tage im Felde zugebracht habe, als in den Bibliotheken. Ich stamme von einem Geschlecht, welches Federn auf seine Hüfte steckte, dieselben aber selten zum Schreiben benutzte; ich habe mehr Schwefelsäden verbraucht, um eine Muskete in Brand zu stecken als um meine Kerzen anzuzünden; ich verstehe mich besser darauf, Linien im Felde als Linien auf dem Papiere zu ordnen, und meine Kunst ist eher, Bataillone zu formiren als Perioden zu bauen.“ Trotz dieser profunden Verachtung für die schöne Literatur hatte Mr. de Scudery nichts dagegen, Verfasser von sechzehn sehr schlechten Trauerspielen zu sein, noch sich der Mitarbeiterchaft seiner Schwester zu bedienen, um alte Schulden zahlen und neue machen zu können.

Fräulein von Scudery war zwischen ihrem dreißigsten und vierzigsten Jahre, als sie zu diesem exemplarischen Bruder kam, der ihren lebhaften Geist und ihre rasche Feder sofort zu seinem Vortheil zu verwenden begann. Ihr erster Roman wurde unter seiner Aufsicht geschrieben und noch mehr, er erschien unter seinem Namen. Seine ritterliche „Rechte“, welche, wie wir gesehen, nicht wußte, was seine „Linie“ that, pflanzte seine Schwester einzuschließen, damit sie fleißiger bei der Arbeit bleibe und stattete obenrein das Werk derselben mit jenen Schlachten im großen historischen Styl aus, welche ihm allein würdige Gegenstände der dichterischen Schilderung zu sein schienen. Dieser Roman machte sofort nach seinem Erscheinen ein größeres Aufsehen, als vorher alle seine sechzehn Tragödien zusammengekommen; ja er sicherte ihm einen Erfolg, welcher weit über seine stolze Erwartungen hinausging. Eine reiche Erbin der Normandie verliebte sich in den Verfasser „des glorreichen Bassa“ (so hieß der Roman seiner Schwester, den er unter seinem Namen herausgegeben), heirathete ihn, bevor die Wahrheit herauskam und besetzte ihn für immer von der Nothwendigkeit, einer Proffession zu hulbigen, welche so wenig zu seinen sonstigen chevaleresken Ansichten und noblen Passionen stimmte.

Aber Fräulein von Scudery war fortan frei, brauchte ihre Romane nicht länger, ihrem Bruder zu Liebe, mit gräulichen Episoden von Mord und Totschlag auszustaffiren und durfte sie unter ihrem eigenen Namen erscheinen lassen. Ihr Name war sehr bald in Aller Munde, ihre Werke in Aller Hände, — wenn das vielleicht nicht zu viel gesagt ist für Bände von solcher Schwere, wie wir sie geschildert; die Besucher des Hôtel Rambouillet, in welchem sie lange eine wenig beachtete Figur gemacht, hulbigten ihr und trugen ihren Ruhm in die höchsten Kreise der Gesellschaft, während die Leser und Leserinnen der unteren Klassen und der Provinzen entzückt waren, in einer neuen Art von Büchern mit den imaginären Schicksalen tapferer Männer und schöner Frauen unterhalten und zugleich mit den Sitten und Persönlichkeiten der Hauptstadt, des Hofes und der erlauchtesten Girkel bekannt gemacht zu werden. Denn wenn Fräulein von Scudery auch die Zeiten und Namen entfernter Länder und Völker wählte, so war es doch Niemandem ein Geheimniß, daß sie ihren Helden und Heldinnen die Portraitähnlichkeit Derjenigen gab, welche sie entweder im Hôtel Rambouillet täglich sah oder von dort aus beobachten konnte. Unter der Maske von Persern, Römern, Griechen und Arabern verbargen sich, dem Blick der Zeitgenossen leicht erkennlich, der große Condé, die Prinzessin Montpensier, die Herzogin von Longueville, Madame Scarron, die spätere Marquise von Maintenon, und Christine, Königin von Schweden.

Ihre drei Hauptwerke waren „Abraham oder der glorreiche Bassa“, der „große Cyrus“ und „Clelia“. Das unveränderliche Thema dieser und ihrer anderen Romane ist Liebe — aber Liebe von einer Ausdauer und Gründlichkeit, die sich nur vergleichen läßt mit den zehn Bänden und dreizehntausend enggedruckten Foliosseiten, welche durchschnittlich ein jedes ihrer Werke enthält. Wie wäre es auch möglich gewesen, auf einem geringeren Raum als diesem die Geschichte einer Prinzessin zu Ende zu bringen, welche, als ihr Liebhaber ihr eine Erklärung machen will, zornig ausruft: „Das ist nicht nur unerhört, sondern es geht auch über meine Gebuld! denn ich könnte eine Liebeserklärung selbst von dem größten Prinzen auf Erden, nicht einmal nach zeh n

Jahren der Ergebenheit, des Respectes und der Unterwürfigkeit ausbleiben!“

Bei einem solch langsamen Fortschritt der zärtlichen Gefühle kann man sich denn freilich nicht über die Zahl der Bände wundern, die der Geschichte derselben gewidmet sind; noch wird man es unglaublich finden, daß Männer, welche zehn Jahre lang nicht müde werden, dem geliebten Gegenstande den Hof zu machen, bevor sie von ihrem Gefühl zu reden wagen, auch von einer erstaunlichen Zartheit und Treue sind, gleich jenem Armemor in ihrer „Clelia“, welcher ein geschleiertes Schiff nicht verlassen will, weil sich in dem unteren Raume desselben die Briefe seiner Geliebten befinden. Er führt dieselben immer in einem großen Koffer mit sich herum und ruft, als alle Uebrigen das sinkende Schiff verlassen: „Besser mit diesen Briefen ertrinken, als ohne diese Briefe zu leben!“

Die Bewunderung der Mitwelt lohnte der Darstellerin solcher edler und aufopfernder Seelen. Zwanzig Jahre lang und länger konnte sie sich in dem vollen Glück ihres Ruhmes. Sie ward sehr reich und sie war allgemein beliebt, nicht bloß als eine berühmte, sondern auch als eine gute Frau, eine treue Freundin und eine großmüthige Beschützerin der Armen und Gebückten. Vor dem aufgehenden Glanze der Klassiker Frankreichs freilich erlebte ihr Gestirn und der Spott Molière's gab dem sonst so gefeierten Namen einen Beigeschmack des Lächerlichen, welcher ihre wahrhaften und großen Verdienste noch während ihrer Lebenszeit fast gänzlich verunkelte. Doch die Nachwelt ist gerechter gewesen; obwol größere Geister nach ihr kamen, um dem Roman eine Vollendung zu geben, von welcher sie sich nichts träumen ließ, und obwol heut nur der Forscher vielleicht noch zuweilen im Winkel der Bibliotheken den Staub von dem einen oder anderen der neunzig Bände abschüttelt, die sie geschrieben hat: so wird doch die Literaturgeschichte ihren Namen niemals vergessen und mit Allem, was ihren Werken Veraltetes und nach unsern Begriffen Unnatürliches oder Abicillies anhaften mag, sie doch immer nennen: die erste Romanschriftstellerin!

[1583]

Erstes Leid.

Ein junges, frisches Herz zu kränken,
Es aus des Schmerzes rauhe Bahn
Zum ersten Male hinzulenkten,
Fürwahr — das ist nicht wohlgethan!

Wol wird es dieses Leid verwunden,
Früh oder später kehrt zurück
Ein jugendheiteres Empfinden,
Doch ist's nicht mehr das alte Glück!

Wie sieht schon in der Jugend Jahren
Das Leben sich so anders an,
Hat erst das Herz an sich erfahren,
Daß man sein Leid verschmerzen kann!

[1582]

Amélie Godin.

Die Hirten und Heerden der Schweiz.

I.

Die Schweiz ist ein drei klimatische Tropfen hohes Riesengewässer, von Giganten und Titanen im Herzen von Europa aufgethürmt und mit allen Schönheiten und Schrecken der warmen, gemäßigten und arktischen Zone ausgestattet. Hunderttausende von Fremden durchspüren jährlich dessen Thäler und Höhen, aber meist auf schon bekannten Straßen, so daß ihnen unzählige Reize und landschaftliche Wunder ganz unbekannt bleiben. Wir glauben ihnen deshalb einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf die mehr verborgenen charakteristischen Eigenthümlichkeiten des berühmten Alpenlandes aufmerksam machen.

Die verschiedenen Höhen, auf welchen die Cantone der Schweiz sich gruppiren, werden in drei Zonen getheilt, von denen jede sich durch ganz eigenthümliche Eigenschaften, durch Lebens- und Bewirthschaftungsweise auszeichnet. Die erste beginnt mit den Hochflächen, welche von 643 Fuß an den Gestaden des Lago Maggiore im Canton Tessin bis zu 1150 Fuß an den Ufern des Genfer Sees und von da bis zu 2500 Fuß emporsteigen. Trotz der verschiedenen Höhen hat diese Zone ein ungefähr gleiches Klima, günstig für Weizen, Gerste und andere Cerealien, besonders aber für den Weinstock; die zweite Zone umfaßt die niederen Gebirgszüge und innerhalb derselben den größeren Theil der Schweiz, in einer Höhe von 2500 bis 5000 Fuß und charakterisirt sich besonders durch große dicke Fichten-, Buchen- und Lärchenbaumwälder. Ueber diese Zone terrassirt sich die dritte, die eigentliche Alpenwelt, auf steilen Abhängen und Hochflächen mit den reichsten Weiden, auf denen sich tausende von Kühen ihr wüziges Futter suchen. Sie steigt bis zu etwa zehntausend Fuß und verliert sich in ewige Schneefelder und Gletschergebilde. Doch gehen diese drei Zonen je nach besonderer Gebirgsbildung in einander über.

Die charakteristische Eigenthümlichkeit der Schweiz sind ihre auf den verschiedenen Höhen verstreuten Weidestellen, die Hauptquellen des Reichthums für das Land. Wo nur das Auge den kleinsten grünen Flecken auf starrem Gebirgsrücken entdeckt, da treibt der kühne Senn seine Kuh hinauf, oder er steigt, wenn er für die Vierfüßler unzugänglich ist, selbst empor, mähet das Gras und trägt es entweder auf seinem Rücken hinab oder bis zum nächsten Abgrunde, um es von da in die Ebene hinabzuführen.

Manche dieser Grasflächen verstecken sich in solch unzugängliche Gebirgswinkel, daß sie nur der kühnste Bergbewohner erklettern kann, um mit Lebensgefahr ein paar Bündel Heu für den Winter zu ernten. Nach einer neuesten Berechnung finden nicht weniger als anderthalb Millionen Kühe, Schafe, Ziegen und Pferde ihre wüziges Nahrung auf diesen Gebirgsweiden der Schweiz. Da diese nun aber auch während des langen Winters gefüttert werden müssen, ist die Benutzung der Weidestellen durch strenge Gesetze beschränkt, um eine bestimmte Masse von Gras zu schonen und Heu daraus zu machen. Man findet die Heuwiesen besonders in den nächsten Umgebungen der Alpenhöhen, wo sie mit Gruppen von Fruchtbäumen und Sennerhütten besonders im Frühling eine der erquickendsten landschaftlichen Schönheiten der Schweiz ausmachen. Aus dem saftigsten Smaragdgrün blühen und duften die herrlichsten Blumen hervor; Alles ist üppiges Leben und Blühen, da nicht nur der beste Dünger, sondern auch die beste, künstliche Veredelung dafür sorgt, daß jeder Haalm stets seine reichliche Nahrung finde. Vorher ganz

rotere und graslose Strecken sind durch diese Behandlung in grüne Wiesen verwandelt worden. Man leitet kleine Bergbäche durch hölzerne Röhren an den Felsen entlang oft meilenweit und vertheilt sie dann über die flachen Strecken hin, so daß der Wanderer, der diese stillen Hochflächen aufsucht, immer wieder von kleinen, silbergeschwänzigen Bächen, die halbverborsten unter dem Grafe lustig dahineilen und sich dann hier und da sichtbar und lauter von Abhang zu Abhang stürzen, begleitet wird. Diese Flächen geben dann auch eine Fülle des schönsten und duftigsten Heus, dessen Eimerntung jährlich mit den lustigsten und malerischsten Feiten gefeiert wird. Nach dem letzten Feiern versammeln sich die Mäher und die Landbewohner, Alt und Jung tanzen und singen, trinken Wein und Cider und jubeln der Nacht und dem langen Winter entgegen, wider dessen Stürme und Grausamkeiten sie sich gerüthet haben. Neben der Heuernte sind Getreide- und sonstige Ernten mit Ausnahme des Weines nur sehr untergeordneter Art. Nur in einigen Cantons werden Kartoffeln, Flachs und Hanf, Tabak, Buchweizen, Mais, Hirse u. s. w. gezeugt, aber nicht bis zu einem Behuf des Bedarfs, so daß die Schweizer noch mehr wie die Engländer für ihr eigentliches Brod vom Auslande abhängig sind, d. h. von den berühmten Producten ihrer Viehzucht und den nicht minder geschätzten Fabricaten ihrer Industrie. Eine wichtige Rolle spielt nur noch der Weinbau, besonders in den Cantons Zürich, St. Gallen, Argau, Waadtland und Schaffhausen.

Der Flachsbau wird fast von jeder kleinen Wirtschaft getrieben, aber meist nur für eignen Gebrauch, so daß hier in vielen stillen Häusern und Dörfern die Zeit noch lange nicht hin ist, wo Bertha spannt. Die vielen Stüchlein blauen blühenden Himmels von Flachsseiden zwischen den grünen Weinreben oder fruchtsprossenden Gestrüchen bilden eine der lieblichsten Scenen in unzähligen kleinen Ansiedlungen, unter oder über denen tausende von Fremden dahinströmen, ohne je etwas davon zu merken.

Ueber den Regionen der Minderweiden und Hochwiesen gruppieren sich in wildesten Gestaltungen hoch hinauf noch unzählige Höhen, die dem Hornvieh unzugänglich sind, zackige Felsenspitzen, steile Abgründe, Reiben nackter Felsen, hoch über unergründlichen Tiefen hervorragend. Es sind die Schafalpen, zwischen deren Grimassen und Einöden sich erst im Juli einige kümmerliche Gräser zwischen zergartigem Gestrüch und Nadelholzgestrüpp hervorragen. Auch auf diese gefährlichen Höhen mit tödtlichen Abgründen ringsum wagt sich der Hirt mit seinen halbwildem Schafen und Ziegen und weidet sie dort acht bis zehn Wochen lang einsam, ohne vielleicht einen einzigen Menschen zu Gesicht zu bekommen. Solche Schafweiden findet man besonders im Berner Oberlande, am Fuße des riesigen Eigergesirges, dessen Haupt sich 9000 Fuß über dem Meerespiegel erhebt. Alpenkletterer, die sich vielleicht nach dem Stralack verweigern, werden im Juli und August sehr oft vereinsamten Hirten und Heerden begegnen, wohl auch letzteren allein, denn diese bleiben oft sich selbst überlassen und leben als Wilde, bis sie im Herbst wieder in ihre Heimat heruntergetrieben werden. Einige dieser Alpenweiden für Schafe sind so ausgebeutet, daß jährlich viel tausend Stück hinaufgetrieben und drei Monate lang ohne weiteres Obdach geweidet und sogar gemästet werden. Wir nennen nur den Gault-Schafberg in dem Arrenthale, hier hinauf ziehen von der italienischen Seite her ganze Caravanen dunkler finsterner langschwarzhaariger Männer und Frauen, die unter ihren breiten, klappenden Hüten mit feurigen Augen hervorblicken und das Malerische ihrer Gestalten noch durch weiße Tücher über ihren Schultern erheben zu wollen scheinen. Sie treiben abgemagerte und häßliche Schafe mit hängenden Ohren vor sich her; an ihrer Hand schweitet der schwergepackte Maulkorb, der ihren Lebensunterhalt für zwei, drei Monate trägt. So sieht man sie im Juli über die Abhänge und Höhen des Engabinthales dahinziehen und sich endlich zwischen den wilden Felsengebilden aufwärts verlieren. Erst im September kehren sie zurück, um die Wolle der fettgewordenen Schafe auf dem berühmten Markte von Borgosesia zu verwerthen.

Hoch über den Regionen der Schafweiden findet man noch auf den Rücken von feilen Abhängen eine Menge kleinerer Grasflächen, die weder den Schafen noch Ziegen erreichbar sind. Diese erklettert nur der „wilde Heuer“ mit Sense oder Sichel in der Hand, um vielleicht für seine einzige Kuh oder ein paar Ziegen Winterfutter herunter zu holen.

Diese Schafe sind herrenlos und gehören bloß den Rühnen, welche davon Besitz ergreifen. Das Geseh verlangt nur, daß Niemand vor dem 13. Juli sich ihrer bemächtigt. Dagegen sich dann immer sehr viele Bewerber einfinden, entsteht doch selten Zank und Streit. Schon vor Tagesanbruch treten sie mit ihren scharfnägigen Alpinschuhen die lebensgefährlichen Eroberungszüge an, und den Tag über verkündet bald von diesen, bald von jenen Höhen das Alpenhorn die Siege der verschiedenen Eroberer. Freilich kommt mancher Vater oder Bruder, der in voller Kraft mit hinaufzog, nicht wieder zum Vorschein. An einer Stelle verschwanden einmal drei Mitglieder einer Familie in einem unerreichbaren Abgrunde, als sie das fertige Heu über die Felsen hinabzuschütten suchten.

In den unteren Kuh- und Schafregionen sind alle Weidplätze und Wiesenflächen durch eine Menge Gesetze und Regeln für die Bewirtschaftung gegen Streitigkeiten oder wirtschaftlichen Mißbrauch geschützt; ebenso dürfen für bestimmte Gegenden und Plätze eine bestimmte Anzahl von Kühen oder Schafen nie überschritten werden.

Die Heuernten in den höheren und höchsten Regionen hängen hauptsächlich von dem günstigen Südwinde, dem „Föhn“ ab, der als Samum aus der Wüste Sahara und als Scirocco über das mittelländische Meer und Italien tödtlich und heiß herüberweht; hier oben aber zum wahren Segen wird, da er das hartnäckige Eis in wenigen Tagen schmelzt und die darunter lauernden düftigen Gräser zur raschesten Entwicklung und Blüthe treibt, das gemähete Heu rasch trodnet und im Herbst das Gedeihen der Früchte und Saaten mit wunderbarer Zauberkraft beschleunigt. Freilich wüthet er zuweilen auch mit solcher Heftigkeit, daß er Bäume austrottet, Sennerhütten und selbst Menschen und Thiere in die Abgründe schleudert und unten die Seen zu wüthenden Wogen aufpeitscht. Da sein heißer Athem zugleich Alles trodnet und brrt und den kleinsten Funken zur wüthenden Flamme entfacht, verursacht er nicht selten auch die verheerendsten Feuersbrünste. So legte er 1861 die ganze Stadt Glarus binnen kurzer Zeit in Asche. Deshalb darf jetzt auch in den freieren Gegenden während eines Föhnsturmes in keinem Hause Feuer angemacht werden. [1851]

Der Barbier von Sevilla.

Die Operntexte sind, wie man weiß, für die Componisten nicht leicht zu erlangen, mindestens nicht solche, die ihnen Alles

bieten, was sie fordern und was sie wünschen. Die Operntextdichter sind selten, weil sie wenig Dank für ihre Arbeit zu erwarten haben, die völlig abhängig von dem Werthe und von der Aufnahme der dazu geschriebenen Musik gemacht ist. Rossini war in der ersten Blüthe seines Ruhmes nicht minder in Verlegenheit um einen guten Operntext, als ein Componist der Gegenwart, und doch war dem jungen Rossini damals ein durchschlagendes Libretto ein Königreich werth — ein Königreich im Gebiete der Töne. Denn der Maestro hatte die Niederlagen zu rächen, die er bisher mit allen seinen Opern gehabt hatte. Seine Oper „Aureliano in Palmyra“ namentlich, die 1814 in Mailand zur Aufführung gekommen, endete so unglücklich, daß sie gar nicht einmal auf andere Bühnen gelangte, und doch hatte sie große Schönheiten. Rossini war auch nicht gewillt, vor dem Publikum die Segel zu streichen und entmuthigt die Leyer an die Wand zu hängen. Er flüchtete seinen Werth und er ahnte seinen Ruhm; es schreckte ihn nicht, seinen ersten Weg über ein Dornenfeld zurück zu legen. Nur ein Operntext, eine neue Oper und die Scharte von Aureliano war ausgesetzt!

Er wandte sich endlich an Sterbini, den Scribe jener Zeit, obgleich dieser früher mit seinem Libretto „Torvaldo e Dorliska“ ebenso verunglückt war, wie Rossini mit seiner dazu componirten Musik. Aber — „bravons, mon ami, bravons!“ rief Einer dem Andern zu. Beide kamen also überein, sich eine glänzende Revanche zu nehmen; Sterbini entwarf den Plan zum „Barbier von Sevilla“ und Rossini adoptirte denselben. Zu erwähnen ist hierbei noch, daß Sterbini zugleich die Idee damit verband, eine neue Art Operndichtung zu schaffen, das bisherige Singpiel nämlich zur wirklichen komischen Oper zu erweitern.

Der italienische Componist Paisiello hatte nun aber kurz zuvor eben denselben Stoff bearbeitet, und als sich das Gerücht von der neuen Oper Rossini's in Neapel und in Rom verbreitete, flagte der Nebenbuhler ihn an, daß er sein Werk benützen und plagiatiren wolle. Rossini's Feinde erhoben darob einen gewaltigen Lärm und verdammt in allen Kaffeehäusern die, wie sie sagten, erbärmliche Handlungsweise Rossini's. Ihr Lärmen war um so unverständiger, als beispielsweise nicht ein lyrisches Drama von Metastasio existirt, welches nicht von hundert verschiedenen Componisten in Musik gesetzt worden wäre, und Paisiello selbst hatte davon den größten Gebrauch gemacht. Aber der Rival ließ kein Mittel unverzucht, gegen Rossini Intriguen zu spinnen; in Briefen an seine zahlreichen Freunde legte er ihnen als eine Pflicht dringend ans Herz, auf jede Weise dafür Sorge zu tragen, daß das Fiasco der neuen Oper vollständig werde.

Im San Carlo-Theater zu Neapel, wo der „Barbier“ zur ersten Darstellung gelangte, blieb auch für Paisiello nichts zu wünschen übrig; der „Barbier“ machte radical Fiasco. Aber nun kam vor Allem darauf an, es in Rom zu wiederholen, wo unter so niederdrückenden Aussichten die heute so berühmte Oper des in Schweigen versunkenen „Schwan von Nejar“ im Carneval 1816 zu Rom im Theater Argentina aufgeführt werden sollte.

Rossini jedoch scheute den Kampf mit den Intriguen und den Launen des Publikums nicht; er hatte die Rollen in die sichersten Hände gelegt; Vitarelli, Vaticelli, Zamboni und Garcia hatten den besten Ruf als Sänger und die Damen Giorgi-Maggetti und Rossi waren die Lieblinge des römischen Publikums. Aber auch Rossini's Feinde waren auf ihren Posten und verheimlichten ihre Absicht nicht, die Oper um jeden Preis todt zu machen. Kein Wunder, daß seine Freunde ängstlich und im Hinblick der Niederlagen der vorherigen Opern Rossini's und des letzten Fiasco zu Neapel ziemlich eingeschüchtert und entmuthigt waren. Auch hatte der junge Maciro, wie er später einsah, einen bedeutenden Fesler damit gemacht, daß er, um dem von ihm verehrten Sänger Garcia gefällig zu sein, die Arie, welcher dieser unter dem Balkon zu singen hat, durch eine spanische Romanze seiner Composition ersetzte. Wahrscheinlich glaubte er, daß diese Originalität Effect machen und der Aufnahme seines Werkes nur erprießlich sein könne, da der „Barbier“ in Spanien spielt und somit ein erhöhtes lokales Colorit durch jene Romanze erhalten würde. Leider machte er aber bei der Aufführung die Erfahrung, daß das Publikum dies Experiment sehr ungnädig aufnahm.

Ein anderes Mißgeschick bei dieser ersten Aufführung war, daß man vergessen hatte, die Guitarre zu stimmen, mit welcher Almaviva seine Arie begleitet. Das Instrument war so entsetzlich verstimmt, daß Almaviva auf offener Scene sich erst mit dessen Instandsetzung beschäftigen mußte; der Scandal, der dadurch entstand, wurde um so verberblicher, als zwei Saiten der Guitarre sprangen in dem Moment, da Almaviva anhub zu singen. Während der Sänger sie durch neue ersetzte, nahm Gelächter und Zischen des Publikums kein Ende, und als nun das in so kläglich-licher Weise zur Welt gekommene Lied zuletzt gar noch in einer spanischen Romanze bestand, war Alles verloren und die ganze Scene fand unter den Hauschlüsseltrillern des Parterre einen nicht sehr beneidenswerthen und unmelodischen Tod. Das Publikum beruhigte sich erst wieder, als Figaro seine Cavatine sang; man war sogar aufmerksam auf diese reizende Bièce. Indessen wollte das Unglück wieder, daß Figaro seine Miße dabei verlor und dies gab von Neuem das Zeichen eines graufamen Lärmens, unter dem der Schluß der Cavatine erstikt wurde. Erst als Rossini auf dem Balkon erschien, schwieg das Parterre, es erwartete von dieser beliebten Sängerin eine Arie und war jedenfalls entschlossen, diese Arie zu hören, selbst zu applaudiren. Der Unstern Rossini's hatte ihn aber bewogen, hier keine Arie zu setzen, sondern statt ihrer kam der prosaische Satz: Segui, o caro, deh segui così. Die Zuhörer begannen darauf wieder zu lärmern und das ganze Duett zwischen Almaviva und Figaro wurde kaum vernommen, so daß die Oper bereits rettungslos verloren schien.

Endlich erschien Rossini auf der Scene. Das Publikum schwieg nun und lauschte aufmerksam der langersehnten Cavatine. Die Jugend der Giorgi, die Schönheit und Anmuth ihrer Stimme, und die Beliebtheit, deren sie sich erfreute, verschafften ihr einen glänzenden Erfolg und der stürmische Applaus ließ auch noch einmal die Hoffnung auf das Glück der Oper aufkommen.

Rossini, der die bisherige Marter im Orchester ausgehalten hatte, künftete in seiner Freude der Sängerin ein paar schmeichelhafte Worte zu.

„Ich bin erstaunt,“ antwortete ihm schnell die Giorgi, „daß Sie sich von Ihrem Stuhle erheben.“

„Bedinglich um Ihnen zu sagen, daß Sie mein Schutzengel sein werden.“

Dieser kurze Dialog blieb fast unbemerkt vom Publikum, dessen gute Laune nur zu schnell wieder in den häßlichsten Gegensatz umschlug, als Figaro und Rossini ihr Duett sangen. Es schien eine augenblickliche Schwäche rächen zu wollen; denn das Toben war über alle Begriffe und überbötete den Gesang wie das Spiel des Orchesters. Man verlangte das Fallen des Vorhangs und keine einzige Gegendemonstration suchte sich diesem Fiasco entgegenzusetzen, unter welchem der erste Akt begraben wurde.

Rossini war erbittert. Er erhob sich im Orchester, drehte sich gegen das Publikum, zuckte mit den Achseln und klatschte sich selber Beifall zu. Das Publikum unterdrückte zwar gegen den gekränkten Componisten seine Mißbilligung über diese Beleidigung und über die Verachtung seiner Meinung, aber es rächte sich dafür desto grimmiger im zweiten Akte, denn unter dem Lärm verlor sich jeder Ton und die Musik mußte nach vergeblichen Anstrengungen, zur Geltung zu kommen, schweigen. Niemals hatte ein dramatisches Werk größeren Schimpf erlitten und ist in seiner ersten Aufführung so entehrt worden, wie der heute so weltberühmte und als Oper überall in erster Linie stehende „Barbier von Sevilla“.

Rossini trank mit unverwüthlicher Ruhe den Vermuthsbecher aus; dann verließ er das Theater in eben so geringer äußerer Erregung, als hätte dies eclatante Fiasco irgend einer ihm ganz fremden Oper gegolten.

Nach der Vorstellung, oder richtiger nach dem Ende des Scandals, begab sich die Sängerin und die Sängerinnen, welche Rossini's Mißgeschick tief bedauerten, nach seiner Wohnung, um den Unglücklichen zu trösten.

Sie fanden ihn bereits in tiefem Schlafe.

[1580]

Schmidt-Weiskensels.

Die Mode.

Wird man mir es verzeihen, in ernster und bewegter Zeit von so lustigen und lustigen Dingen, wie Modesachen zu sprechen? Ich wag es, weil gerade jetzt vielen Tausenden Zerstreuung erwünscht ist, weil gerade im Contraste wohlthätige Wirkung liegt, und endlich weil ein Abschweifen von den höchsten Fragen zu den harmlosesten eben so wenig ein Frevel ist, wie es den Ernst der Stirne nicht entheiligt, wenn ein süchtiges Lächeln über die Lippen gleitet.

Einen on dit zufolge, soll man den Paletot, in sackartiger, wie anschießender Form, schwarz oder mit dem Stoff der Robe übereinstimmend, in dieser Saison vielfach ohne Armel tragen. Natürlich wird dieser Mangel dann durch die langen Ärmel einer weißen Bluse oder diejenigen der Robe ersetzt. Jedenfalls aber bleibt der Paletot, ob mit oder ohne Ärmel, nach wie vor zu einer modischen Toilette unentbehrlich. Man muß jedoch durchaus nicht zu jeder Robe einen Paletot von gleichem Stoffe haben, und der schwarze Paletot ist keineswegs zu farbigem Kleide unzulässig. Denn so allgemein beliebt es auch ist, für den ganzen Anzug denselben Stoff zu verwenden, so gilt solche Tracht (Schwarz oder Weiß ausgenommen), mehr als sogenannte einfache Toilette, ist also vorzugsweise für Neglige, Reise- und Promenadenanzug geeignet. Man verfolge sich demnach mit einem oder zweifolcher Anzüge von gutem, solidem, doch weniger kostbarem Stoff. Eine Robe aus letzterem aber würde durch einen türkischen Schawl oder einen Paletot, Shawlmantille u. dgl. aus gegebenem schwarzem Seidenstoff zu vervollständigen sein. Als noch ditinguierter wird schwarzer Kaschmir mit Taffelfutter erachtet. Uebrigens ist der schwarze Paletot zu jedem Kleide, resp. Stoffe passend. Schließlich sei noch bemerkt, daß augenblicklich der Paletot entweder einen sehr langen oder sehr kurzen Schoß erhält.

Eine andere, nicht minder oft gehörte Frage ist die, ob man zu eleganter Toilette den Hut von Stroh oder von Stoff trage? Beides ist gestattet, doch pflegt man im Allgemeinen den Strohhut, als solide und praktisch, mehr für den täglichen Gebrauch, zur Reise, Promenade u. s. w. zu benutzen, während zu der sogenannten toilette habillee der Hut von Crêpe, Tüll oder dergleichen als fleißiger und düstiger vorgezogen wird. An Zartheit allerdings übertrifft wiederum den Stoffhut das jüngste Ereigniß der Mode, das Miniaturhütchen „Lamballe“, welches meistens ganz aus feinen Blumen besteht und als Garnitur einen Tuff von größeren Blumen in absteckender Farbe trägt. Ein reizendes Arrangement z. B. ist ein Hut von Maiglöckchen mit einem Weißentuff an der linken Seite, oder ein solcher von Maasliebchen mit Tuff von Kornblumen. Die Bindebänder an solchen Hütchen werden größtentheils durch Tüll-Scharpes ergänzt. Natürlich eignet sich diese lustige Kopfbedeckung, welche ebenfals als Blumenkränzen dienen könnte, nur für das jüngere Geschlecht; der Würde, dem Alter und dem bescheidenen Geschmack werden viel mehr die Hutformen „Pamela“ oder „Fanchon“ zuzagen.

Zu den sonnigen warmen Tagen steht das Weiß der Frauenkleidung in schöner Harmonie, für das Auge, wie für die Empfindung. Ein weißer Anzug vereinigt Eleganz und Einfachheit, Anmuth und Würde. Unter den weißen Stoffen besonders beliebt ist der Alpaca, neben ihm aber auch der einfachere Mull, Pique, Bercal u. s. w., letzterer mehr mit seinem farbigen Plein oder mit Streifen. Sonnenschirme von ungebleichter oder weißer Leinwand mit farbigen Seidenfäden und langem Stock von Bambusrohr, welcher bei Fuchspartien gleichzeitig als Stütze dienen kann, sind für die Reisesaison sehr gewährt.

Mehr in Gunst denn je stehen die Blusentailen. Man fertigt sie von durchsichtigen, wie dichten Stoffen, unter diesen sind farbig bedruckte oder ungebleichte Leinwand und Perkal die bevorzugten. Geschmückt werden sie mit Allem, was die Mode überhaupt als Garnitur gestattet, mit Toffalten, Säumen, Frisuren, gestickten oder Spizeneinsätzen, farbigen Bändern, auch mit Stickerei von Stroh oder bunter Seide.

Unter den Garnituren an Sommerconfections nimmt das Stroh und mehr noch eine Imitation desselben aus weißen oder gelben Canevassborten eine bedeutende Stelle ein.

In Paris werden gegenwärtig Handstücke aus parfümirtem, mit der Rinde des Bananenbaumes präparirtem schwedischen Leder gefertigt. Sie werden „Coralier“ genannt.

[1589]

Veronika v. G.

Vierrfüßige Charade.

Wo in einer Reihensolge Unterbrechung sich mag zeigen, Da entsteh die ersten Beiden, Doch betrübend durch ihr Schweigen, Doch sie loornen an den Ferkler, Seinen Wissensbuck zu füllen; Eifrig folgt er klugen Spuren, Um die Beiden auszufüllen.	Sieh! die andern beiden kleiden Sich in härnes Hemd und schlagen Selbst den Körper wund mit Geißeln, Säubend Fesle abzutragen, Wo im Ring der Unterhaltung Ihr den beiden Orten nahtet, Da citirt Ihr wol mein Ganzes — — Wendet's an, indem Ihr rathet!
---	--

[1585]

Auflösung des Rebus Seite 200.

„Manche Arme genießen ungeachtet beschränkter Mittel mehr Freuden, als der im größten Ueberfluß lebende Millionär.“

Auflösung des Logogriffs Seite 200.

„Richter — Trichter.“

Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Robe von weiß und lila gefreistem Alpaca. Die Garnitur derselben besteht in einem an beiden Seiten mit Guipürespitzen besetzten Schrägstreifen lila Taffets, welcher den Rock am untern Rande ziirt und an der linken Seite emporsteigt. Ein Cancouz von weißem Tüll, mit Spitzen und lila Band garnirt, vervollständigt die ausgechnittene Taille. Beduine von weißer Gaze Chambéry; Hüthen „Fanchon“ von Reiströh mit lila Binden und weißen Bindebändern.

Fig. 2. Kinderanzug von weißem Piqué mit havannafarbener Coutache befestigt.

Fig. 3. Robe Princesse nebst Jupon von grauem Foulard. Die Garnitur von braunem Foulard besteht in Schleifen aus Schrägstreifen, welche in der Weise der Abbildung die Robe zieren und sie auf dem entsprechend garnirten Jupon halten. Hüthen „Lamballe“ von grauem Crêpe.

[13, 818]

W.

Correspondenz.

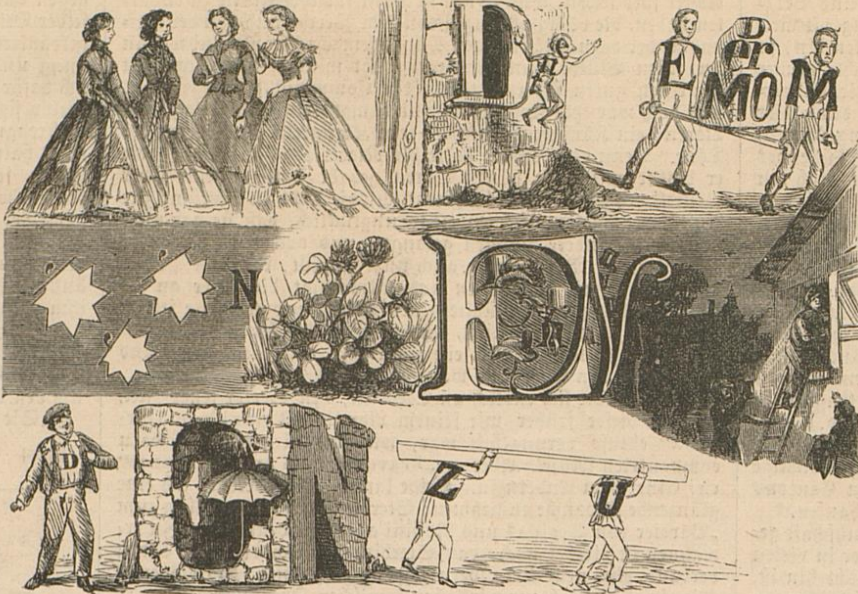
Fr. T. S. in W. Soviel sich aus Ihrer Beschreibung vernimmt, leiden Sie an einer zu starken Ausbildung und Thätigkeit jener kleinen Hautdrüsen, welche das sogenannte Hautfett absondern. Der dadurch herbeigeführte unwillkommene Glanz wird nach unserer Erfahrung am besten beseitigt, wenn Sie die Haut jeden Abend vor Schlafengehen mit fein gepulvertem Talk (Talcum praeparatum), den Sie in jeder Apotheke erhalten können, pudern und sich des Morgens, unter Vermeidung der Seife, mit Mandelöle waschen. Auch die übrigen kleinen Leiden, welche Ihr Teint Ihnen verursacht, werden bei dieser Hautpflege sich mildern.

Fr. M. D. in W. Die Wissenschaft ist zwar gegenwärtig im Stande, das Entstehen der Blatternarben mit ziemlicher Sicherheit zu verhindern, befißt aber leider kein Mittel, die entstandenen zu vertilgen. Ueberlassen Sie es der Zeit, ihr Vernichtungswerk auch an jenen unliebamen Grübchen zu üben.

Fr. K. in N. Sie können leicht denken, daß ein Canarienvogelchen zarter behandelt sein will als ein Papagei. Tragen Sie zunächst für wiederholte sorgfältigste Reinigung des Vogelbauers Sorge. Nachdem der Käfig zuerst mit warmem Seifenwasser gereinigt wurde, streuen Sie auf den Boden derselben Nische dünn aus und schütten dann über dieselbe eine Lage Sand. Den Canarienvogel baden Sie in lauwarmem Wasser und bespülen dann die federlosen gerupften Körpertheile desselben mit Lebertran. [1591]

Langjährige Abonnentin in A. und Madame A. d. B. aus J. Sie haben wahrscheinlich statt Calciumsulphhydrat vom Apotheker Schwefelcalcium (Calcium sulphuratum) und daher kein wirksames Entschärfungsmittel erhalten. Lassen Sie es nach folgender Vorschrift verfertigen: 30 Theile frisch gekanntes Kalke 60 Theile oder soviel warmen Wassers gelöst, dem zerfallenen Kalke 60 Theile oder soviel Wasser zugesetzt, das ein Brei entsteht. In diesen Brei leitet man nun so lange einen Strom von Schwefelwasserstoffgas, bis der Kalke nichts mehr von demselben aufzunehmen vermag. Dieser Brei wird dann meißelrückenartig auf die behaarte Hautstelle aufgetragen, bleibt dort 15-20 Minuten liegen und wird dann mit einem nassen Schwamme entfernt. Die vortreffliche Wirkung dieses Wöitdcher'schen Depilatoriums ist längst anerkannt. Hiesel schreibt vor, 10 Loth des frisch bereiteten Breies mit 5 Loth Stärkezucker, 5 Loth Stärkemehl

Rebus.



Dies wiederholt man, bis 8 ganze Eier und 3/4 des Krümels und Zuckers verwendet sind. Das Uebrige ist auf Seite 183 zu ersehen.

Kritische Correspondenz. Fr. Th. L. in A. Meyer's Neuem Conversationslexicon (Hildburghausen, bibliographisches Institut) ist der 12. Band erschienen, und 15., mit welchem das Ganze schließt, soll, wie wir hören, im Laufe dieses Jahres folgen. Durch mehrjährigen Gebrauch mit diesem Werke, soweit es vorliegt, vertraut, werden wir immer empfehlen, wo es sich für die Familienbibliothek um die Anschaffung einer Encyclopädie handelt. Der Geist, in welchem dies umfangreiche Werk geschrieben, seine Einheit, trotz der nichfachen Kräfte, die daran mitgewirkt, seine Vollständigkeit und Genauigkeit lassen keinen Zweifel, daß es seine Aufgaben löst: für eine ganze Generation hinaus das sich mehrende Wissen der Zeit zu regeln und zu corrigieren. Im Anschluß daran seien Ihnen die „Ergänzungsblätter“ genannt, monatliche Hefte, welche, wie ihr Titel sagt, das gro Werk in der Art ergänzen, daß sie die Ergebnisse und Creie des Tages hinzufügen und somit das in jenen ehwürdig Bänden gleichsam ruhende Material der Geschichte durch e laufende Chronik der Gegenwart vervollständigen. — Fr. A. in S. Nehmen Sie Rudolf Gottschall's Poetik mit haben dies Buch schon oft empfohlen und wissen in d That zur Belehrung über die Gesetze der Dichtung kein be rtes. — Waldbreiter und Amaranth in Hofstodt und W. A. A. in Rotterdam ersuchen uns um eine richtige Biographie Heinrich Heine's. Wir wollen Ihnen, was wir die Wünsche dieser Damen thun können. — Ch. W. in Göttingen. Welche Humoristen? — Fr. L. v. K. in B. W. Frühlingslieder sind ferner eingegangen: von D. in W. (Mecklenburg-Schwerin), „Mallée“ (wie oft hat nun Schmalöcher schon läuten müssen! Giefndet doch einmal etw Neues, Ihre Herren Poeten!), „Eise v. S. in S. „Frühlingsgedanken“ (warum soll das kranke Herz schon im ersten vösch Versuche brechen?), v. D. in P. „Frühlingsgedanken“, „Frühlingsbotschaft“ von W. — Fr. L. S. in F. W. ohne Talent, aber — ohne Vermaß. — G. 22. Wir glöben Ihnen von jeder Veröffentlichung abrahen zu sollen. — Fr. M. in S. Wir danken Ihnen für Ihr freundliches Gernnen, waren jedoch im Stande, von dem uns Gelandten einen Gebrauch zu machen. — Fr. v. W. in Meckl. und Emma L. in C. Verle, welche Herzensangelegenheiten behandeln, entstehen sich dem Urtheil der „Kritischen Correspondenz“, Hedwig. Wir danken aufrichtig für das werthvolle Blatt! — Fr. J. J. Nr. 16 in Pest sendet uns ein Gedicht „Lob der Elle“, zu fingen in der Melodie von „Lisson's wider, verwegener Jagd“. Das ist wenigstens originell. — Fr. W. G. in W. Wir bitten, weitere Zusendungen an uns als völlig nutzlos, forjan gültigst unterlassen zu wollen. — Fr. Conrad in Prag. Wie wir urtheilen, müssen wir sehen. — Als durchaus werth müssen wir die poetischen Verusche folgender Schifren bezeichnen: M. H. L., M. B. in W. Nr. 3., Charles Bl. in Cl., A. B. in F., G. H. in Leipzig., F. J. B. in N. a. D., L. A. S. v. L. in Ungarn, W. W. in W. bei F., — Fr. C. P. in Leipzig. Ihre Schachaufgabe ohne Pointe, und gestattet nicht nur eine Umgestaltung der ersten beiden Aufgaben auch ein doppeltes Matt im dritten Zuge. — Fr. C. Z. in S. (Preußen). Wir danken für Ihre Zusendung und werden vielleicht von der oder anderen Aufgabe Gebrauch machen. — Fr. F. B. Düsseldorf. Send Sie gef. einige Räthsel zur Ansicht. — Nützliche Lösungen gingen ein von: Philipp L... in D., W. G. in Krefeldsche, Math. Dr. in W., M. in P. (Preußen), B. W. in W. bei L., W. K. in A., Frau Maria Kr. in Cobl., Anna B. in A. bei S., Rosa C. (zum Theil Luigi Nosella (hogo in Searsella) Triest, D. L. Gerrode a. Gatz, W. Rheinold (Schweiz), Fr. M. W. S. in Zürich, C. S. Wien, K. in W. bei D., L. D. und W. B. in Ghrte (Sammoser), Th. B. in Jngolstadt, Fr. und Fr. B. in Fr., L. W. in Wien, Ein Pianist und Dichter in Str., D. B. N. v. A. in A. (Schweiz), L. M... Grabow, Dr. F. J., N. E. in B., Johanna in N. C. W. — Räthsel von N. W. in Wien, und Charlotte und Richard L. sind gerühlich erfunden, aber die Fassung ist noch nicht so geschickt, als daß wir wärdigten dieselben unseren geübten „Lösen und Löserinnen“ vorzulegen.

